

School of Theology at Claremont



1001 1392472



WV
75



LIBRARY
SCHOOL OF THEOLOGY
AT CLAREMONT
California

Annette von Droste-Hülshoff
Ludwina



1848

L4

Annette von Droste-Hülshoff

1925

Edwina

★

1925

München bei Georg Müller

Copyright 1925 by Georg Müller Verlag
N.-G., München / Printed in Germany

Inhalt

Ledwina	7
Die Judenbuche	89
Der Spiritus familiaris des Noßtäuschers	161
Balladen und andere Gedichte	187
Der Graf von Thal	189
Der Tod des Erzbischofs von Köln . . .	197
Das Fegefeuer des westf. Adels	202
Die Stiftung Cappenberg's	206
Der Fundator	209
Vorgesichte	213
Der Graue	217

Haerle

Der Geierpiff	223
Die Schwestern	229
Der Hünenstein	236
Die Krähen	238

Ledwina

[Faint, illegible text, possibly bleed-through from the reverse side of the page]

[Faint, illegible text, possibly bleed-through from the reverse side of the page]

Der Strom zog still seinen Weg und konnte keine der Blumen und Zweige aus seinem Spiegel mitnehmen. Nur eine Gestalt, wie die einer jungen Silberlinde, schwamm langsam seine Fluten hinauf; es war das schöne bleiche Bild Ledwinens, die von einem weiten Spaziergange an seinen Ufern heimging. Wenn sie zuweilen halb ermüdet, halb sinnend stillstand, dann konnte er keine Strahlen stehlen, auch keine helleren oder milderer Farbenspiele von ihrer jungen Gestalt; denn sie war so farblos wie eine Schneeflume, und selbst ihre lieben Augen waren wie ein paar verblichene Vergiftmeinnicht, denen nur Treue geblieben, aber kein Glanz.

„Müde, müde“, sagte sie leise und ließ sich langsam nieder in das hohe grüne Ufergras, daß es sie umstand wie die grüne Einfassung ein Lilienbeet. Eine angenehme Frische zog durch alle ihre Glieder, daß sie die Augen vor Lust schloß, als ein kramphafter Schmerz sie auftrieb. Im Nu stand sie aufrecht, die eine Hand auf die kranke Brust gepreßt, und schüttelte unwillig ob ihrer Schwäche das blonde Haupt, wandte sich rasch wie zum Fortgehn und kehrte dann fast wie trotzend zurück, trat dicht an das Ufer

und schaute anfangs hell, dann träumend in den Strom.

Ein großer, aus dem Flusse ragender Stein sprühte bunte Tropfen um sich, und die Wellchen strömten und brachen sich so zierlich, daß das Wasser hier wie mit einem Netze überzogen schien, und die Blätter der am Ufer neigenden Zweige im Spiegel wie grüne Schmetterlinge davon flatterten. Ledwinens Augen aber ruhten aus auf ihrer eigenen Gestalt, wie die Locken von ihrem Haupte fielen und forttrieben, ihr Gewand zerriß, und die weißen Finger sich ablösten und verschwammen.

Da wurde ihr, als ob sie wie tot sei, und die Verwesung lösend ihre Glieder treffe und jedes Element das Seinige mit sich fortreißt.

„Dummes Zeug!“ sagte sie, sich schnell besinnend, und bog mit einem scharfen Zug in den milden Mienen auf die dicht am Flusse hinlaufende Heerstraße, indem sie das Auge durch das weite, leere Feld nach heiteren Gegenständen aussandte.

Ein wiederholtes Pfeifen vom Strome her blieb von ihr unbemerkt und, als daher bald darauf ein großer schwarzer Hund mit vorgestrecktem Kopfe quer über den Anger gerade auf sie einrannte, flüchtete sie, von einem großen Schrecken ergriffen, mit einem Schrei auf den Strom zu und, da das Tier ihr auf den Fersen folgte, mit ebenen Füßen hinein. „Pst, Sultan!“ rief es neben ihr, und zugleich fühlte sie sich von zwei unartigen Händen gefaßt und ans Ufer gesetzt. Sie wandte sich, noch ganz betäubt und erschreckt, um.

Vor ihr stand ein großer vierschrötiger Mann, den sie an einem Hammel, der ihm wie ein Palatin um den Hals hing, als einen Fleischer erkannte. Beide betrachteten sich eine Weile, indem das Gesicht des Mannes in die offenbarste, mit Verdruss gemischte Ironie überging.

„Was springt Sie denn so?“ stieß er endlich heraus.

„Ach Gott,“ sagte Ledwina ganz beschämt, „ich dachte, das Tier wäre toll.“

„Wer? mein Hund?“ sagte der Kerl beleidigt; „der ist ja nicht mal böse, der hat niemals keinen gebissen.“

Ledwina sah auf den Hund, der nun ganz verständig wie eine Sphinx neben seinem Herrn saß und zuhörte.

„Ist Sie nun recht naß?“ fing der Fleischer an.

„Nicht sehr“, erwiderte Ledwina, indes der Mann mit seinem Stabe die Tiefe des Wassers neben dem großen Steine maß, auf den Ledwina bei ihrer Wasserreise geraten. „Aber ganz miserabel ist Ihr, das sehe ich wohl,“ sagte er dann; „ich will nur sehen, daß ich Sie in das Haus dort bringe.“

In der That hatte Ledwina seines Beistandes sehr nötig, und sie erreichte nur mühsam das etwa hundert Schritte vom Flusse entlegene Bauernhaus, indes ihr Führer sie beständig von den Kennzeichen der tollen Hunde unterhielt.

Die alte Bäuerin schob schnell ihren Kofen zurück, als Ledwina mit den Worten: „Macht Feuer, Lisbeth, ich habe mich erkältet und erschreckt“, in die Türe trat. Der Fleischer hob sogleich die Geschichte des Abenteurers an.

„Macht Feuer!“ wiederholte Ledwina, „ich habe mir im Sandloche nasse Füße geholt.“

Der Ketter wollte die Sache mit der Mamsell gefährlicher machen.

„Es ist nichts, gnädiges Fräulein“, sagte die Alte beruhigt, legte Holz zum Feuer, stellte einen Stuhl daneben, rückte ein Kissen darauf zurecht und ging, um in dem Keller ein Glas frische Milch zu holen.

Der Fleischer, in seiner besten Rede verlassen, rief ihr verdrießlich nach: „Einen Schnaps, Wirtin!“

„Wir verschenken keinen Schnaps,“ sagte die Frau in der Kellertür; „ein Glas Milch könnt Ihr für einmal umsonst kriegen.“

„Mamsell,“ hub der Fleischer von neuem an, „ich sage aber, Sie hätte wohl vertrinken können.“ Ledwina mußte doch lächeln.

„Wenn ich mich auf den Mund gelegt hätte“, antwortete sie vor sich hin und suchte in ihrem Körbchen nach der Börse.

„Sie ist auch nicht besonders bei Kräften“, erwiderte er und über Ledwinens Gesicht flog ein bitterer Zug, indem sie ihm ein Trinkgeld reichte.

„Gott bewahre,“ erhub er seine Stimme, „einem Menschen das Leben retten, das ist nicht zu bezahlen“, wobei er beinah tat, als wollte er das Dargebotene etwas wenig abwehren.

„Ihr habt mich ja auch hierher geleitet“, sprach Ledwina fast verdrießlich.

„Ja, wenn Sie das meint“, sagte der Ketter und faßte geschwind zu; denn da Ledwina sich nach ihrem

Körbchen neigte, meinte er, sie gedächte das Gebotene wieder einzustecken.

Die Bäuerin brachte die Milch. Der Fleischer brummte:

„Wenn es noch ein gut Glas Bier wäre!“

Er nahm jedoch vorlieb, sprach gegen die Wirtin noch allerlei von „bezahlen“ und „gut bezahlen können“ und zog endlich ab.

„So geht es oft den ganzen Tag“, sprach die Bäuerin zu Ledwina, der es ganz behaglich am Feuer wurde. „Wenn wir allerhand Leute im Hause leiden wollten, der Zulauf wäre groß genug für das beste Wirtshaus. Die Leute denken: Geld regiert die Welt. Unser Klemens muß oft des Nachts aus dem Bette und führen die Reisenden beim Grafenloche vorbei. Das ist ihm auch nicht zu gut, aber man mag die Leute doch nicht so ins Wasser stürzen lassen.“

„Jawohl“, sagte Ledwina, schon halb im Schlummer.

„Die gnädige Fräulein ist schläfrig“, sprach die Alte lächelnd, „ich will noch ein Kissen holen.“

„Bewahre“, rief Ledwina schnell, aus ihrem Stuhle auffahrend; aber schon war die alte Lisbeth wieder da mit zwei Kissen, deren eines sie auf den Sims neben den Herd legte, das andere auf die Stuhllehne. Ledwina, die sich durch eine Art Krankenstolzes selten in dieser Art etwas zugute tat, lachte ordentlich vor Vergnügen, da es ihr so bequem wurde.

„Erzählt mir etwas von vorigen Zeiten, da Ihr auf dem Schlosse wohntet“, sagte sie freundlich; und die Frau hub an zu erzählen von dem seligen Groß-

papa und wie der Turm noch gestanden, der vor vielen Jahren niedergebrannt, und immer tiefer neigte sich Ledwinens Haupt, und immer deutlicher gestaltete sich, was sie noch je zuweilen von den Worten der Erzählenden vernahm, daß sie den Großvater sah wie ein kleines, graues Männchen, gar freundlich; tot war er freilich, aber er schosß doch noch mit seiner Vogelflinte nach den Raben im alten Turm, es knallte gar nicht, aber sie fielen recht gut — und immer leiser und leiser wurden die Laute der Alten, die von Zeit zu Zeit ihr Fräulein hinter dem Rocken hervor betrachtete, bis sie endlich auch ganz einschlief.

Dann stand sie sachte auf, trippelte auf den Zehen zu Ledwina und beugte sich langsam über sie, ihren Schlummer prüfend.

Es war rührend zu sehen, wie das ernste, alte Gesicht der Bäuerin über dem jungen, bleichen der Herrin stand, das eine in stiller Traumeswehmut, das andere in den Tiefen des unabwendbaren nahen Vergehens für beide, die reife, lebensfatte Ahre über der zarten, sonnenversengten Blüte.

Dann hob sie sich, holte still Flachs aus einem Wandschranke und begann ihn sehr leise zu bürsten; aber ihre Züge waren ernster wie vorhin, doch sehr weich.

So dauerte es eine Weile, als die Thür ziemlich unsanft geöffnet ward und mit den Worten: „Mutter, hier bring' ich Euch einen neuen Stuhl,“ ihr Sohn mit einigem polternden Anstande einen im geheimen für sie verfertigten Spinnstuhl hereinbrachte; „der andere ist Euch ja doch zu hoch“, fuhr er fort.

Die Mutter winkte unwillig mit der Hand, indem sie auf Ledwina deutete, aber diese war schon erwacht und sah ganz hell und erquickt um sich.

„Ei, so wollt' ich dich —!“ fuhr die Alte heraus.

„Ich habe sehr sanft geschlafen bei Euerem Feuer,“ sagte das Fräulein sehr freundlich; „es ist aber doch gut, daß ich geweckt bin, sonst hätt' ich nachtwandeln müssen. Ich meine,“ fuhr sie lächelnd fort, da die beiden sie fragend anblickten, „wenn ich am Tage ruhe, so habe ich in der Nacht keinen Schlaf; da stehe ich dann wohl zuweilen auf und gehe in meiner Stube umher; es ist nicht zum besten, aber was soll man mit der langen Nacht machen? Es wird bald fünf sein, nun wird's meine Zeit, zu gehen“; und wie sie durch die Türe ging: „Den Stuhl hat wohl Euer Sohn gemacht, der ist doch recht geschickt.“

„Auch bisweilen recht ungeschickt“, sprach die Alte, der der Ärger noch nicht aus den Gliedern wollte; aber schon war Ledwina wie eine Gazella den Fluß hinauf; denn sie dachte nur dann an ihre arme kranke Brust, wenn heftige Schmerzen sie daran erinnerten, und dann war ihr dieses traurige Hüten, dieses erbärmliche, sorgfältige Leben, wo der Körper den Geist regiert, bis er siech und armselig wird wie er selber, so verhaßt, daß sie gern diese ganze in Funken verglimmende Lebenskraft in einem einzigen recht lothellen Tage hätte ausflammen lassen. Ihr frommes Gemüt behielt auch hier die Oberhand über den sichtbar aufloodernden Geist, aber noch nie hat wohl ein Märtyrer Gott sein Leben reiner und schmerzlicher

geopfert wie Ledwina dem schönen Tod in der eigenen Geistesflamme.

★

Im hellen Wohnzimmer mußte es etwas anders wie immer sein, da Ledwina eintrat; denn sie ward gar nicht gescholten, die gewöhnliche bittere Frucht der ihr so süßen, aber den so abgezehrten Körper zerrüttenden Streifereien.

Schwester Therese hatte freilich genug nach einer entfallenen Nähnadel zu fischen, aber auch die Mutter sagte nichts, strickte still fort und winkte stark mit den Augenlidern; das war immer ein besonderes Zeichen; dann war sie erzürnt oder gerührt oder gar verlegen; denn diese kluge Frau, der ein allgemein beachtetes und oft verwickeltes Leben eine völlige Herrschaft über alle unpassenden Ausbrüche innerer Bewegungen in Handlungen und Worten gesichert hatte, wußte selbst nicht, wie dünn der Schleier ihres Antlitzes über die Seele hing, und es bedurfte für gesunde, ob auch ungeübte Augen nur sehr geringer Bekanntschaft, um sie oft besser zu verstehen, als sie sich selbst in ihrer vielfachen Zerstreung durch Haus und Kinder. Ledwina hätte sich gern ganz still der Gesellschaft eingeflickt, aber ihre Arbeit lag in der Schublade des Tisches, vor dem die Mutter saß; der war schlimm. Sie setzte sich indes ganz sachte in das Sofa, das an der Schattenseite des Zimmers stand, und sagte kein Wort. Die kleine Marie lief herein und mit einem lauten, etwas albernen Gelächter auf Ledwina los: „Ledwina, weißt du schon die ganz berühmte Neuigkeit?“

Ledwina verfärbte sich wie erschreckt in unnatürlich gespannter Erwartung, und die Mutter sagte rasch: „Marie, hol mir mein Schnupftuch, ich habe es im Garten bei den Tannen liegen lassen.“

Marie drehte sich auf dem Fuße um, sagte aber noch: „Wenn ich wiederkomme, weißt du es längst; denn Therese springt das Herz, wenn sie es nicht sagt.“

Sie lachte laut auf und rannte etwas tölpisch hinaus.

„Ihr müßt euch mit dem Kinde in acht nehmen,“ sagte die Mutter ernst; „Kinderohren sind bekanntlich die schärfsten und wir Erwachsenen oft wahrhaft ruchlos in dieser Hinsicht. Bei Marie ist es zum Glück nur Impertinenz, kein erwachendes vorlautes Gefühl, was im besten Falle die Seele leer brennt.“

„Karl (sie wandte sich zu Ledwina) hat heute Briefe erhalten, woraus unter anderm erhellt, daß einer seiner Universitätsbekannten ihn vielleicht auf der Durchreise besuchen wird. Du hast ihn wohl nennen hören, Kömfeld, der sogenannte schöne Graf. Karl hat zuweilen allerhand von ihm erzählt, was ganz romantisch lautete, und ihr seid unvorsichtig genug gewesen, euch mit ihm zu necken; ich lasse so etwas passieren, obgleich es überall nicht viel heißt. Ich denke, wenn das Böse nur ausbleibt, so muß man sich zuweilen in das Unnütze in Gottes Namen schicken. Ich muß gestehn, daß ich alsdann so wenig an Marie gedacht habe wie ihr; aber vorausgesetzt, daß dergleichen dunkle Dinge in ihrem noch höchst kindlichen Gemüte keinen weiteren Eindruck hinterlassen, wie soll

man ihr beibringen, daß sie derlei Gespräche nicht wiederholen dürfe, ohne eben diese Eindrücke fast gewaltsam zu befördern? Denn ihr wißt, sie wäre kindisch und lebhaft genug, den Grafen mit seiner eigenen Biographie zu regalieren.“

„Man muß ihr sagen,“ versetzte Karl, der immer die Stube auf und ab maß, „daß sie überhaupt nichts weiter bringt, das Klatschen ist ja an und für sich garstig genug.“

„Weißt du das einem so lebhaften Kinde ohne Arg beizubringen?“ erwiderte die Mutter scharf.

„Wir haben doch nicht geklatscht, wie wir klein waren“, sagte Karl.

Die Mutter stockte einen Augenblick und sagte dann mit schonender Stimme, wie ungerne: „Sie ist vielleicht auch lebhafter wie ihr alle.“

Karl ward rot und sagte halb vor sich hin: „Auch ziemlich unartig bisweilen.“

„Etwas unartig sind alle Kinder in dem Alter,“ versetzte die Mutter streng, „und zudem gehorcht sie mir aufs Wort; ist es mit anderen nicht so, so mag die Schuld auf beiden Seiten stehen.“ Beide schwiegen verstimmt, und eine drückende Pause entstand. „Von wem hast du Briefe?“ hub Ledwina leise und ängstlich an.

„Es ist nur einer,“ sagte Karl, „von Steinheim; er hat eine gute Anstellung bekommen zu Dresden und wird bei seiner Hinreise hier vorsprechen, da er über Göttingen reist, um dem Studentenleben noch einmal ein ewiges, lustiges Valet zu bringen, und Kömfeld, der aus Dresden ist, eben von dort abgeht,

so reisen sie zusammen. Steinheim scheint der ungebetene Gast schon auf dem Herzen zu liegen."

Dies letztere sagte er, halb zu der Mutter gewandt, die mit der möglichsten und angenehmsten Gastfreiheit sich jedoch das Recht der Einladung immer völlig vorbehielt.

"Wir kennen ihn ja schon", sagte Therese und dann schnell, ehe Karl seine Antwort, daß diese Angst nicht Steinheim selbst, sondern Kömfelden meine, anbringen konnte:

"Ledwina, wo bist du diesen Nachmittag gewesen?"

"Am Flusse hinunter", entgegnete Ledwina.

"Du bist lange geblieben", versetzte die Mutter.

"Ich habe lange", erwiderte Ledwina, "bei der alten Lisbeth zugebracht; ich bin sehr gern dort."

"Es sind auch gute Leute", sagte die Mutter; "etwas stolz, aber das schadet nicht in ihrem Stande, es erhält sie ehrlich in jeder Hinsicht."

"Es hat mich recht geschmerzt," sprach Karl, "unser altes Domestikinventarium fast ganz zerstört zu finden."

"Nicht auch," sagte die Mutter lebhaft, "ich wollte sie gern aus dem Grabe heben, und wenn ich statt dessen ihren Sarg mit Golde füllen müßte. Wir haben sie so oft in freilich harmlosem Spotte das Fideikommiß genannt, aber wahrlich, solche Leute sind nicht sowohl unserer Treue von Gott vertraut wie wir der ihrigen, und nächst dem Schutzengel gibt es keine frommeren Hüter und nächst der Elternliebe keine reinere Neigung als die stille und innige Liebe solcher alten Getreuen gegen den Stamm, auf den sie

einmal geimpft, worin alle anderen Wünsche und Neigungen, selbst die für und zu den eigenen Angehörigen haben zerschmelzen müssen."

Frau von Brenkfeld war gegen das Ende ihrer Worte sehr gerührt. Ihre Stimme war fest, aber das leise Spiel der schönsten Gefühle in ihren ernstesten Zügen gab ihnen eine unbeschreibliche Anmut.

Ledwina hatte währenddem ihre Mutter unablässig betrachtet und war bleich geworden, ein Zeichen, daß ein Gedanke sie ergriff.

"Ja," sagte sie nun sehr langsam, als würden ihre Sinne erst allmählich unter dem Reden geboren, „das ist wahr, wir sind doch Geschwister, aber ich bin leider gewiß, daß wir uns nicht mit dem raschen, unerschütterlichen Entschlusse, der keine Wahl kennt, füreinander aufzuopfern vermöchten, wie das Leben getreuer Diener uns so unzählige Beispiele gibt."

Karl sah etwas quer nach ihr hinüber, und die liebe Therese reichte ihr versichernd die Hand, und beider Augen blickten sanft ineinander. Ledwina sagte fest: „Ja, Therese, es ist doch so, aber wir sind darum nicht schlechter; die Alten sind nur besser."

"Dafür ist es auch Dienertreue," hub Karl an, „und eine ganz besondere Sorte, ungefähr wie die Liebe gegen das Königshaus, dem sich auch jeder freudig opfert, ob auch die Äste gegen den schönen, alten Stamm zuweilen recht dürr oder siech abstechen; mir sind indes alte Leute immer merkwürdig, und ich rede vor allem gern mit ihnen; es ist mir seltsam, eine ganze in ihren Handlungen meistens unbedeutende Generation lange nach ihrem schon vergessenen Tod

in ihrer oft so bedeutenden Persönlichkeit noch in diesen paar grauen verfallenden Denkmalen fortleben zu sehn, nicht zu gedenken, wenn man so glücklich ist, das lebende Monument irgendeines großen Geistes vergangener Zeit anzutreffen. Mir sind solche kleine Gemälde aus freier Hand immer lieber wie die schönste Galerie berühmter Biographien."

„Mir scheint auch,“ sagte Therese, „als ob die Lieblingsfehler der alten Leute fast wie die der Kinder zwar oft belästigend, aber doch im Grunde milder oder gleichsam oberflächlicher wären wie die der Jugend. Mangel an Rücksicht auf die Bequemlichkeit anderer ist das erste, was die Alten durch die allgemeine Sorgfalt, die ihnen zugewendet wird, und durch die bittere Vergleichung eigener Schwäche mit der Jugendkraft der Umgebung verleitet, annehmen, die Wurzel alles Fatalen, eine kleine Sünde, aber ein großes Leid für andere.“

„Das letztere ist wahr,“ erwiderte Karl, „ohne das erstere zu begründen. Ich hingegen habe oft manche Jugendfehler im Alter in neuer Steigerung und vorzüglich wahrhaft unförmlicher Versteinerung wiedergefunden, die für mich bei dieser Nähe des Grabes eine der greulichsten Erscheinungen bleibt.“

Frau von Brenkfeld, noch aus der guten Zeit, wo man nicht nur die Eltern, sondern auch das Alter ehrte, einer Zeit, jetzt von dieser Ansicht so spurlos verschwunden, wie die antediluvianische, rückte mit dem Stuhle.

Karl fuhr arglos deklamierend fort: „Bei den Vornehmen der Ehrgeiz, dem man so leicht um des

Großen willen das etwa nicht Gute vergibt, als die empörendste, ruchloseste Ehrsucht, bei dem Mittelstand die halb belachte, halb belobte Sparsamkeit als der greuliche Geiz, über den man nicht weiß, ob man über ihn mit Demokrit lachen, oder mit Heraklit weinen soll, bei dem Geringen der oft angenehme Leichtsinn als die entsetzliche Gefühllosigkeit und Nichtachtung des sonst Nächsten und Liebsten; und oft alles zusammen in allen Ständen. Und wie sie überhaupt selten kindlich und gewöhnlich nur kindisch reden, so sind sie auch zuweilen kindisch und gemein vor lauter Malitiösität.“

Er fing wieder an, heftig auf und ab zu gehen.

„Alte Leute sind gut“, sagte Marie, die wieder neben der Mutter saß und ganz ordentlich strickte, und Frau von Brenckfeld mußte mitten aus ihrem gereizten Gefühle beinahe lachen, da nach der vorzeitigen Berechnungsart der Kinder diese Verteidigung ihr galt.

„Ihr könnt euch freuen,“ sagte sie, „nicht vor dreißig Jahren jung gewesen zu sein; da wurden die Leute im Verhältnis zu ihren Eltern nie groß. Widerspruch von der einen Seite gab es in der Ordnung gar nicht und nur selten dargelegte Gründe von der anderen.“

„Es ist schlimm genug,“ sagte Karl mit weicher Stimme, „daß es nun im Durchschnitt anders ist. Der Gehorsam gegen die Eltern ist ein Naturgesetz und beinahe so kostbar als das Gewissen. Ich bin überzeugt, daß die Wurzel fast aller jetzt grassirenden moralischen Übel in der Vernachlässigung des Alten steht. Der Mensch ist zu vielem fähig und geneigt,

sobald er es, wenn auch noch so anständig, mit Füßen tritt. Es ist etwas Seltsames und Kührendes um ein Naturgesetz.“

„Und zudem,“ sagte Therese, „gehorsam muß der Mensch noch irgend jemandem außer Gott, geistlich oder weltlich, das erhält ihn weich und christlich.“ —

„Ich glaube,“ fügte Ledwina hinzu, „daß, wenn das, was Karl vorhin über die Alten sagte, einigen Grund hat, er gewiß in dem gänzlichen Mangel an einem Gegenstande des Gehorsams zu suchen ist; den gegen den Regenten über sie, aber ohne ihn zu fühlen, da man ihnen gewöhnlich alle Geschäfte abnimmt.“

„Großenteils wahr,“ versetzte Karl, „doch ist hier die Ehrsucht auszunehmen“ — und dann schnell: „Notabene, der alte Franz ist ja tot; wie ist der zu Tode gekommen?“

„An einem Brustfieber“, entgegnete Therese, und Ledwina, deren Gesicht wieder ein weißer Flor überzog, setzte mit leiser Stimme hinzu: „Er hat sich erkältet, da er mir im vorigen Winter eine Bahn durch den Schnee fegen wollte.“

Sie stand auf und trat an eine im Schatten stehende Kōmmode, als ob sie etwas suche; denn sie fühlte, daß die Tropfen, die so leicht in ihre Augen traten, ihnen diesmal zu schwer würden.

„Da wolltest du hundert Jahre alt werden“, lachte Marie. „Denk mal, Karl, Ledwina meinte, sie wollte hundert Jahre alt werden, wenn sie alle Tage spazieren ging; das hat der alte Nobst aus dem Kinderfreunde auch getan.“

Die Mutter sagte, als habe sie Ledwinens Worte

nicht bemerkt: „Er war durch den Schnee nach Emdorf gewesen.“

„Er ist alt genug geworden,“ sagte Karl, „ich glaube, er war schon über achtzig, so alt werde ich nicht.“

Ledwina beugte sich indes tiefverlezt über eine geöffnete Lade. Es war, als wolle man ihr das herzerreißende, aber teure Geschenk dieses geopfertem Lebens entreißen, und sie hielt es fest an sich gepreßt. In Wahrheit ließ die tödliche Krankheit dieses treuen Mannes, des Gatten der alten Lisbeth, viele Gründe zu, wie dies bei dem Ableben sehr alter Leute fast immer der Fall, und deshalb suchte die Frau von Brenkfeld mit jener beliebten, aber falschen Schonung, die das Herz verlezt, statt es zu heilen, und empört, statt es zu rühren, jenem wahrscheinlichsten Grunde seine eigentliche Heiligkeit zu stehlen und ihm nur die Glorie des letzten Zeichens der Anhänglichkeit zu lassen.

Marie war indes zu Ledwina hingelaufen und quälte sie durch die unter Lachen immer wiederholte Frage: „Ledwina, du bist wohl recht bange vor dem Tode? Wie alt möchtest du wohl werden, Ledwina?“

Ledwina, die sich in ihrer Nüchternheit noch beobachtet glaubte — wie sie war —, wollte gern antworten, aber sie fürchtete den zitternden Laut ihrer Stimme, sie beugte sich von einer Seite zur anderen, indes das unter ihren Armen durchgeschlüpfte und nun vor ihr an die Lade gepreßte Kind unter ewiger Wiederholung seines Lachens und auch lauten Richerns ihr immer in die Augen sah. Endlich sagte sie ziemlich gefaßt und in der Aufregung lauter wie gewöhnlich: „Ich fürchte

mich etwas vor dem Tode, wie ich glaube, daß fast alle Menschen es thun; denn das Gegentheil ist gegen oder über die Natur. Im ersten Falle möchte ich mir es nicht wünschen und im zweiten ist es nur in einem sehr langen oder sehr frommen Leben zu erreichen."

Die Kleine sprang wieder durch und sprang lachend zu ihrem Stuhle.

Auch Ledwina hatte sich unter dem Reden ermutigt und kehrte ziemlich frei zu ihrem Sofa zurück. Karl, für den, sobald er seine verlangte Auskunft hatte, das übrige Gespräch meistens tot war, indem er für sich fortspann, stand nun still und sagte: „Der alte Kerl war ordentlich ein Philosoph; er hätte unseren Gelehrten Können zu schaffen machen. Ich habe nur drei Jahre studiert, und unsere Professoren laufen doch den ganzen Tag wie Diogenes mit der Laterne nach unnützen Fragen; aber so spitzfindige sind mir noch selten vorgekommen, wie das alte Genie aus den Ecken zu bringen wußte. Er hatte auch von sich selbst Klarinette spielen gelernt."

„Die hat er geblasen, da er noch jung war“, fiel Marie ein. Karl drehte die Pfeife ungeduldig in den Händen und fuhr dann schnell fort: „Was aber lächerlich war, so wußte er auch auf alles Antworten, und die waren ihm immer gut genug, obgleich der Scharfsinn der Antwort nie im Verhältnis zu dem der Frage stand. Der Hochmut legt doch seine Eier in alle Nester.“

„Der alte Franz war deinem seligen Vater sehr lieb“, sagte Frau von Brentfeld sanft, aber ernst. Karl antwortete ganz arglos: „Ja, er ist ja, den Un-

terricht abgerechnet, fast mit ihm erzogen, das hat ihm auch den Schwung gegeben.“ Dann fuhr er wie von selbst erwacht und mit einem selten zarten Ausdrucke in den Mienen fort: „Wenn er so erzählte, wie sie zusammen heimlich das Rauchen trieben aus gehöhlten Kastanien und sich treulich beistanden in Schuld und Strafe, dann ist mir immer ganz wunderbarlich gewesen; wahrhaftig, es ist mir manche liebe Stunde in dem Manne gestorben.“

„Mir auch“, sagte die Mutter und drängte die Tränen heftig zurück. „Die alte Lisbeth ist auch seitdem ganz kümmerlich geworden.“

„Es ist überhaupt etwas Kurioses und meist Unangenehmes um die Witwen,“ versetzte Karl, wieder abgeleitet, „besonders, solange die Kinder minorenn sind.“

„Was ist das, minorenn?“ fiel Marie ein, und Karl fuhr fort: „Meistens fehlt ihnen die Kraft, und auf alle Fälle nehmen ihnen die Augen der Welt, denen sie immer ein Splitter sind, die Macht und die Herrlichkeit, man sieht sie die an Verbrechen grenzendsten Härten gegen Schuldner ausüben, alles per Pflicht; das geht nun wohl nicht anders, aber es läßt gewöhnlich einige Verhärtungen. Das Regieren tut überall keinem Weibe gut.“

„Witwen sind gut“, sagte Marie beleidigt, und Karl, der die Beziehung nicht faßte, fuhr auf: „Kinder auch, wenn sie das Maul halten“, und fuhr dann mit einem Blick auf seine Mutter in doppeltem Schrecken zusammen.

Frau von Brenkfeld kämpfte gewaltsam gegen eine

mehr wehmütige als erzürnte Empfindung, die sie für Unrecht hielt, da Karl im ganzen recht und gewiß arglos geredet hatte. Aber daß sie das Grelle jenes Verhältnisses, dem sie bei den durch die Gutmütigkeit ihres verstorbenen Gatten verwirrten Vermögensumständen, unter den härtesten äußeren und inneren Kämpfen acht Jahre ihres Lebens ihre ganze Gesundheit und oft ihre heiligste Empfindung hatte opfern müssen, eben von jenem so scharf und wie verurteilend mußte auffassen hören, für den sie vor allem freudig geopfert hatte, das warf eine Wolke von Trauer und Verlassenheit in ihre Seele, die sie durch alle Strahlen des Gehorsams und der Liebe ihrer Kinder nicht zu zerstreuen vermochte. Eben ihr war der Witwenschleier aus einem Trauerflor zu einem Bleimantel geworden, der fast sogar die Ehre niedergebeugt hätte, da ihr Gatte durch unverhältnismäßige Schuldbeträge die Leute nach seinem Tode zugrunde richtete, denen er bei seinem Leben gern helfen wollte. Er hatte den Segen mit sich genommen und ließ der Vormundschaft und seiner bedrängten Witwe den Fluch. Zudem hing ihr sonst starkes Herz seit einiger Zeit mit großer Schwäche an Marie, dem einzigen ihrer Kinder, dem sie alles in allem war, indes die Herzen der übrigen sich stark an die fremden Götzen zu hängen begannen. Im Verhältnis zu ihren Töchtern war dies Gefühl minder stechend gewesen, da eine vielseitige und gewandte Weltkenntnis von seiten der Mutter und ein unbedingter Gehorsam von seiten der Kinder ausglich, was Ledwina an Tiefe und Zartheit und Theresese an klarer und besonnener Auffassung voraus

haben mochten. Aber die Zurückkunft Karls, den ihr die Universität nach seiner persönlichen Empfänglichkeit völlig ausgebildet, aber außerdem oder vielleicht deshalb etwas überreif und überfrei wiedergab, war ihr aus einem Jubiläum der Witwenherrschaft zu der beklemmten Leichenfeier derselben geworden, ob- schon nur in der inneren Überzeugung, da Karl jetzt aus Pflicht und Vorsatz das zu sein strebte, wozu ihn früher die scheueste Ehrfurcht gemacht hatte; aber eben dies immer durchscheinende Streben, dies öftere Miß- lingen durch Mißverstehen, weil die scharfe angstvolle Beachtung des Kindes fehlte, dies seitdem offenbare Zusammenhalten und einander Aushelfen der Ge- schwister sagte ihr deutlich, wie locker die Krone auf ihrem Haupte stehe, nur gehalten durch ein einsicht-, aber pflichtvolles Ministerium. Karl hatte sie als eine üppige, aber zarte Treibhauspflanze unter Trä- nen, Sorgen und Segen in die freie Luft gesendet, und sie konnte sich nicht verbergen, daß, so sie ihn jetzt ohne eins von allen entließ, er nur den letzteren ver- missen würde, und auch dies nur in Überlegung und Religiosität, nicht in jenem scheuen frommen Gefühle, was sich in der Welt ohne den mütterlichen Segen wie zwischen reisenden Tieren dünkt. Marie duldete er offenbar nur in Rücksicht ihrer, und sein gereiztes Gemüt mußte gerade bei einer Veranlassung hervor- brechen, wo sie ihr fast wie das einzige ihrige Kind erschien, und doch konnte sie eben hier ohne die äußerste Taktlosigkeit nichts sagen.

Karl begriff ihre Gefühle auch jetzt nur so im gro- ben, in der ersten Entstehung, und folgte ihnen gar

nicht. Er ging auf und ab, rauchte und war noch etwas verdukt, aber völlig ruhig.

Ledwina hätte wohl alles dieses am empfindlichsten aufgefaßt, aber eine früherhin schmerzlich berührte Saite klang so hell nach, daß sie noch jeden anderen Laut übertönte. Sie konnte überhaupt sehr lange an einem Gedanken zehren und nahm noch oft das Frühstück ein, wenn die anderen schon ein richtiges Mittagsmahl, einen unbedeutenden Tee nebst einer Menge amüsanter Konditorwaren verzehrt hatten und sich nun zur Abendtafel setzten.

Nur Therese, die immer wie der Engel mit dem flammenden Schwerte vor und mit dem Olzweige über den Ihrigen stand, mußte die ganze Last dieses Augenblicks tragen und suchte angstvoll nach einer klug beschwichtigenden Rede.

„Warum wählst du immer den verdrießlichen Weg am Flusse, Ledwina?“ begann die Frau von Brentfeld gesammelt, da die Stille kein Ende nahm.

„Ich habe den Weg einmal sehr lieb“, versetzte Ledwina. „Ich glaube, das Wasser tut viel dazu.“

„Den Fluß hast du ja auch unter deinem Fenster,“ sagte die Mutter, „aber es ist so ein bequemer Gedankenschlender; deshalb geht man auch leicht weiter, wie man sollte.“

„Ich muß gestehen,“ sprach Karl, „daß mir die Gegend hier, besonders jetzt, recht erbärmlich vorkommt. Man spaziert wie auf dem Tische, die Gegend vor uns wie hinter uns, oder vielmehr gar keine. Der Himmel über uns und der Sand unter uns.“

„Die Gegend könnte malerisch noch viel schlechter

sein, wie sie ist," sagte Ledwina, „und mir bliebe sie doch lieb; von den Erinnerungen, die in jedem Baume wohnen, will ich gar nicht reden; denn so kann nichts mit ihr verglichen werden; aber so, wie sie da steht, und überall wäre sie mir höchst ansprechend und wert."

„Chacun à son goût“, versetzte Karl. „Nach deinen eben gemachten Ausnahmen weiß ich nicht, was dich reizt: das stachelichte Heidekraut oder die langweiligen Weidenbäume oder die goldenen Berge, die uns in einer Stunde ein zauberischer Wind schenkt."

„Die Weiden zum Beispiel“, versetzte Ledwina, und in ihr Gesicht goß sich ein trübes, aber bewegliches Leben, „haben für mich etwas Rührendes; sie zeigen eine sonderbare Verwechslung in der Natur: die Zweige farbicht, die Blätter grau, sie kommen mir vor wie schöne, aber schwächliche Kinder, denen der Schrecken in einer Nacht das Haar gebleicht. Und überhaupt die tiefe Ruhe auf manchen Flächen dieser Landschaft: keine Arbeit, kein Hirt, nur allerhand große Vögel und das einsam weidende Vieh, daß man nicht weiß, ist man in einer Wildnis oder in einem Lande ohne Trug, wo die Güter keine Hüter kennen als Gott und das allgemeine Gewissen."

„Es ist nicht schwer,“ versetzte Karl lächelnd, „einer Sache, die so viel liebe Seiten hat, auch eine schöne abzugewinnen, aber ich versichere dich, man darf keine zwanzig Meilen reisen, sonst fallen die schönen romantischen Lämpchen ab, und was nackt übrigbleibt, ist eine halbe Wüste."

„Die Wüste,“ versetzte Ledwina gleichfalls lächelnd und wie träumend, „die Wüste mag vielleicht große und furchtbare Reize haben.“

„Kind, du plapperst“, sagte Karl und lachte laut auf. Ledwina fuhr langsam fort:

„So plötzlich hineinversetzt, ohne ähnliche und doch völlig ungleiche Umgebungen zu kennen und hauptsächlich ohne früher von ihnen gelitten zu haben, und nun weithin nichts als die gelbe glimmernde Sandfläche, keine Begrenzung als den Himmel, der niedersteigen muß, um die Unendlichkeit zu hemmen, und nun flam-mend über ihr steht; statt der Wolken die himmel-hohen, wandelnden Glutsäulen, statt der Blumen die farbicht brennenden Schlangen, statt der grünen Bäume die furchtbaren Naturkräfte der Löwen und Tiger, die durch die rauschenden Sandwogen schießen wie die Delphine durch die schäumenden Fluten — überhaupt muß es dem Ozean gleichen.“

Karl war vor Verwunderung stillgestanden, und dann sagte er mit einem närrischen Gesichte: „Und wenn nun die wandelnden Glutsäulen uns Visite machen oder die Blumen der Wüste uns umkränzen oder die furchtbaren Naturkräfte sich an uns probieren wollen?“

Ledwina fühlte sich widrig erkältet. Sie beugte, ohne zu antworten, nieder, um ein Garnknäuel vom Boden aufzuheben.

„Aber, mein Gott,“ rief Frau von Brenkfeld, der durch diese rasche Bewegung ihre noch nicht völlig getrockneten Schuhe sichtbar geworden waren, „du bist ja ganz naß!“

„Ich bin etwas naß“, versetzte Ledwina, ganz herunter von widrigen Empfindungen.

„Und das schon die ganze Zeit“, versetzte die Mutter verweisend. „Leg' dich augenblicklich nieder, du weißt es ja in Gottes Namen auch selbst wohl, wie wenig du vertragen kannst.“

„Ja“, sagte Ledwina kurz und stand auf, um in ihrer Empfindlichkeit allen weiteren Reden zu entgehen.

„Daß du dich aber ja niederlegst, und trinke Tee“, rief ihr die Mutter nach.

Sie wendete sich in der Thür um und sagte mit gewaltsamer Freundlichkeit: „Ja, gewiß.“ Therese folgte ihr.

★

„Du hast noch nicht getrunken,“ sprach Therese sanft verweisend, da sie nach einer Viertelstunde mit einem Glase Wasser von neuem in die Kammer trat und die weislich vor dem Fortgehen eingeschenkte Tasse noch unberührt sah.

„Wenn nun die Mutter käme“, fuhr sie fort; „du weißt, wie sie auf ihr Wort hält.“

„Ach Gott, ich habe noch nicht getrunken? Wenn nun die Mutter käme!“ wiederholte Ledwina, aus tiefem Sinnen auffahrend, und im Nu reichte sie Theresen die geleerte Tasse.

„Mir ist so heiß“, sagte sie dann, warf unruhig die weißen Gardinen weit zurück und legte die brennenden Hände in der Schwester Schoß.

„Du trinkst zu schnell“, sagte diese.

„Ich wollte, ich dürfte das Glas Wasser trinken“, versetzte Ledwina.

„Trink du deinen Tee, der bekommt dir viel besser,“ antwortete Therese mitleidig, „das kannst du deiner Gesundheit wohl opfern, es ist ja nur ein kleiner Wunsch.“

„Oh, er kommt auch nur oben vom Herzen,“ lächelte Ledwina, „und dann setze dich doch recht zu mir und sprich mir etwas vor. Das Bettliegen ist so fatal; es ist noch lange nicht dunkel, und dann die lange Nacht!“

Therese setzte sich auf den Rand des Bettes und seufzte unwillkürlich recht tief. Ledwina lächelte von neuem und sehr freundlich, fast freudig.

„Der heutige Tag“, sagte Therese dann tiefsinnig, „ist äußerlich so unbedeutend gewesen und doch innerlich so reich; es ist so viel durchgedacht und auch wohl ausgesprochen worden, was in Jahren hat nicht zu der Klarheit kommen können, wie der Brennpunkt einer langen Zeit.“

„Jawohl, allerhand“, versetzte Ledwina erwartend, der in diesem Augenblicke nur eins still bewegend im Sinne lag.

„Ich wollte,“ sprach Therese weiter, „der Karl sähe etwas weniger imposant aus, damit er etwas minder geehrt würde. Alles wendet sich an ihn, und die Mutter wird jedesmal rot, wenn er mit der gefälligen Miene sagt: Tragt das meiner Mutter vor.“

Ledwina hatte, wie vorhin gesagt, den Teil des vorigen Gespräches, auf den sich dieses bezog, völlig überhört, und auch jetzt hielt ihr Geist eine andere Richtung fest. So faßte sie es gar nicht in seinem tiefen Schmerze.

„Ja,“ sagte sie noch immer still träumend, „es

wurde so vielerlei gesprochen, daß man das erste über dem letzten vergaß. Mich soll wundern, ob Steinheim sich auch verändert hat.“ Therese ward feuerrot: „Ich möchte es gar nicht,“ fuhr sie fort, „mir scheint immer, er könnte dabei nur verlieren.“

Therese schenkte etwas mühsam eine neue Tasse ein. „Mich dünkt, ich sehe ihn,“ hub Ledwina wieder an, „wie er gefragt wird und wie sofort aus dem lieben frommen Antlitz eine freundliche Antwort spricht; es wird einem ganz ruhig, wenn man eine Zeitlang darauf weilt.“ — „Das geht wohl“, sagte Therese in der Angst. Ledwina sah hoch auf.

„Meinst du nicht?“ fragte sie ernst.

„D nein“, sagte Therese verwirrter und brach sehr unpassend ab. Aber Ledwina hatte sich aufgerichtet und ihre Hände krampfhaft gefaßt.

„D bitte, bitte“, sagte sie in strenger Angst; „schweig, aber lüg’ nicht“, und mit einem leisen Ton der tiefsten Wehmut lag Therese an ihrer Brust und weinte und zitterte, daß die Gardine bebte. Ledwina hielt sie fest an sich, und ihr Gesicht war aufgegangen wie ein Mond, der leuchtend über die Schwester wachte. Beide ließen sich nach einer langen lebensreichen Pause und suchten ihre verlorene Fassung, die eine auf der seidenen Bettdecke, die andere an dem Bande des Teetopfes, was sie losknüpfte, statt es fester zu heften; denn es ist eben den besten und herrlichsten Menschen eigen, daß sie sich schämen, wenn ein unbewachter Augenblick verraten hat, wie weich sie sind, indes die Armen im Geiste von jener Art, der nicht der Himmel verheißen ist, es in Ewigkeit nicht vergessen können,

wenn sie einmal einen rührenden Gedanken gefunden haben wie das blinde Huhn die Erbse.

„Ich bin mir oft recht lächerlich und eitel vorgekommen,“ hub Therese endlich an, „dir auch?“ — Ledwina mußte lachen und sah sie fragend an. Therese fuhr fort: „Allen dunkel und mir allein hell; es ist betrübt, Ledwina, so etwas ganz allein zu merken. Man wird ganz irre. Ich habe immer innerlich glühen müssen, wenn ich diese oder jene unserer Bekannten mit geträumten Eroberungen prunken sah. Es ist so häßlich und so allgemein. Die Bescheidenheit schützt heutzutage gar nicht mehr. Und für mich wär' es so traurig. Ach, Ledwina, sollte ich es mir wohl nur einbilden? Ich kann ja auf nichts bauen als auf meinen innigsten Glauben.“

„Baue du dein Haus nur,“ sagte Ledwina bewegt, „du hast einen guten Grund, einen verborgenen, aber festen, der nicht unter dir einsinken wird.“ — „Er hat mir nie etwas derartiges gesagt“, versetzte Therese, indes ihre Augen wie in den Boden brennen wollten. — Ledwina sagte nachsinnend und lieblich: „Für einen anderen nichts, für ihn alles. Wär's ein anderer, so hättest du auch den Glauben nicht. Ach, Therese, du wirst sehr glücklich sein, das sage ich frei und schäme mich nicht. Wir suchen doch einmal alle, wenn schon meistens infognito, aber ich habe aufgehört; denn ich weiß, daß ich nicht finde.“ — Therese entgegnete demütig: „Ich darf auch nicht so viel verlangen wie du.“ — „Das heißt nun nichts,“ versetzte Ledwina sanft verweisend, „das kannst du selbst nicht glauben; du bist Gott und Menschen angenehmer, das weiß ich

wohl.“ Therese erschraf ordentlich und wollte einfallen, aber Ledwina winkte ernst mit der schmalen weißen Hand und fuhr fort: „Doch mein ruheloses törichtes Gemüt hat so viele scharfe Spizen und dunkle Winkel, das müßte eine wunderbarlich gestaltete Seele sein, die da so ganz hineinpaste.“ — Therese faste erschüttert ihre beiden Hände und sagte, indem sie das Gesicht wie scheu umherwandte, um die Zeichen der höchsten Bewegung zu verbergen: „Ach Ledwina, ich mag jetzt gar nicht davon reden, wie lieb dich viele Menschen haben, aber auch du wirst finden, was dir einzig lieb bleibt. Gott wird ein so reines und leises Flehen nicht überhören.“

Ledwina, der das Gespräch zu angreifend wurde, sagte wie leichtsinnig: „Jawohl, man sagt ja, es gibt keinen so schlechten Topf, daß sich nicht ein Deckel dazu fände, aber Gott weiß, wo mein Erwählter lebt, vielleicht ist er in diesem Augenblick auf der Tigerjagd, es ist doch gerade die Zeit; und dann, du meinst, Steinheims Liebe sei unbemerkt geblieben. Glaub’ das ja nicht. Hab’ ich dir je früherhin ein Wort gesagt? Und doch ist mir alles seit einem Jahr die höchste Gewißheit, und ich kann euch gar nicht mehr in Gedanken trennen. Aber wie kannst du glauben, daß unsere Mutter auf einen bloßen, auch noch so getreuen Schein sich über eine so zarte Sache äußern sollte, oder Karl, dem die Ehre und der Anstand fast zu viel sind. Ich habe oft und heimlich lachend den Kampf beider gesehen, wenn sie weder absichtlich störend noch nachlässig erscheinen wollten. Glaub’ mir, könnte Steinheim dich vergessen oder übergehen, so würden

beide schweigen und sich fassen, aber ihr Glaube an die Menschen wäre dahin, so gut wie der deinige."

„Aber auch heute, wo die Entscheidung so gar nahe gestellt ist,“ versetzte Therese bekümmert, „nicht das kleinste Zeichen in Miene oder Worten.“

„O Therese,“ sagte Ledwina lächelnd, „ich sehe wohl, die Liebe macht die Leute dumm. Ist dir dies Vermeiden seines Namens, dies behutsame, verräterische Umgehen des ganzen Besuches, der doch bei weitem das hauptsächlichste im Briefe war, nichts? Ich sage dir, Therese, ich wußte von nichts, da ich in die Stube trat, aber ich bin zusammengefahren und habe in der höchsten Spannung geharrt und geglaubt, jeder Laut werde das Geheimnis gebären; besonders auf dem Gesichte unserer Mutter wogte ja die ganz offene See der Empfindungen.“

Therese hatte nach und nach das Haupt erhoben und sah nun peinlich hoffend nach Ledwina, wie ein Kind auf den Vater, wenn es merkt, daß er ihm etwas schenken will.

„Nun, ich will es so denken, und ich kann ja nicht gut anders,“ sagte sie verschämt, „aber bitte, bitte, nun nicht mehr davon reden!“

Nach einigen Augenblicken fuhr sie wieder trübe fort: „Man muß sich nicht so in eine Hoffnung eingraben, das Glück ist gar zu kugelrund.“ Dann schweig sie und faßte die Schale und den Teetopf, als wolle sie einschenken, sagte dann: „Ich komme gleich wieder“ und ging hinaus, denn sie zitterte so sehr, daß sie den Topf nicht hatte heben können.

Nach einer langen Weile trat sie wieder mit leisen

Schritten herein und blickte weit vorgebeugt mit angestrongter Sehkraft nach der Schwester hinüber, weil sie gedachte, sie möchte schlummern, und es nicht wagte, ihr zu nahen, um der frischen Abendluft willen, die aus ihren Kleidern duftete; denn sie war im Freien gewesen, tief, tief im Gebüsch und hatte sich einmal recht satt geweint und gestöhnt, und nun war sie wieder still und sorgsam wie vorher; denn diese süße, übertheure Seele lebte ein doppeltes Leben, eins für sich, eins für andere, wovon das erstere nur zum Kampf für das letztere vortrat, nur daß es statt des Schweretes die Leidenspalme führte. So stand sie eine Weile. Kein Vorhang rauschte, aber ein tiefer, schwerer Atem zog hinüber und gab ihr mit der Gewißheit des Schlummers zugleich eine wehmütige Sorge. Sie setzte sich ganz still in ein Fenster. Die Sonne ging unter, und ihre letzten Strahlen standen auf einem Weidenbaum am jenseitigen Ufer. Der Abendwind regte seine Zweige, und so traten sie aus dem Glanz und erschienen in ihrer natürlichen Farbe, dann bogen sie sich wieder in die Goldglut zurück. Für Ledwinens krankes, überreiztes Gemüt hätte dies flimmernde Naturspiel leicht zu einem finstern Bilde des Gefesseltseins in der sengenden Flamme, der man immer vergeblich zu entinnen strebt, da der Fuß in dem qualvollen Boden wurzelt, ausarten können, aber Therese war es unbeschreiblich wohl geworden in Betrachtung des reinen wallenden Himmelsgoldes und überhaupt der lieblichen gefärbten Landschaft, ihre Gedanken waren ein leises und brünstiges Gebet geworden, und ihre Augen waren scharf auf den Abend-

glanz gerichtet, als sei hier die Scheidewand zwischen Himmel und Erde dünner; es war ihr auch, als zögen die Strahlen ihrer Seufzer mit hinauf, und sie legte das glühende Antlitz dicht an die Scheiben; aber wie die Sonne nun ganz dahin war und auch der Abendhimmel begann, ihre Farbe zu verleugnen, da sanken auch ihre Flügel, und sie ward wieder trüber und wußte nicht, warum.

Das Vieh zog langsam und brummend in den Hofraum, und zugleich stieg das Abendrot höher, und ein frischer Wind trieb die rosenfarbene Herde auch nach dem Schlosse hinüber. „Nun wird es gut“, sagte sie ziemlich laut, das Wetter meinend, und erschrak, daß sie der Schlummernden vergessen hatte. Aber eine unbeschreibliche Zuversicht kam in ihr Herz, und diese unwillkürlich ausgesprochenen Worte waren ihr wie durch Gottes Eingebung. Sie war von nun an völlig ruhig und blieb es bis zu der Stunde, die ihr Schicksal entschied. So haben auch die klarsten, sichersten Seelen ihre Augenblicke, wo der Glaube an eine verborgene, geistige Abspiegelung aller Dinge ineinander, an das viel geleugnete Orakel der Natur sie mächtig berührt, und wer dem widerspricht, dessen Stunde ist noch nicht gekommen, aber sie wird nicht ausbleiben, und wäre es die letzte.

Therese stand wie aus einem schweren Traum auf und schlich zum Lager Ledwinens. Unbeweglich, ja fast starr lag die Schlafende, und ihr Antlitz war bleich wie Marmor, aber in ihrer Brust arbeitete ein schweres, unruhiges Leben in tiefen Zügen. Therese sah sorgsam auf die Gegend des Herzens und legte dann

sachte die Hand darauf, die sich von den heftigen Schlägen hob. Hätte sie nicht gewußt, daß plötzliches Erwecken bei der Schwester immer mit einem erschütternden Schrecken verbunden sei, sie hätte sie nicht dieser angstvollen, betäubenden Ruhe überlassen; aber nun blickte sie noch einmal sorgenvoll auf die Schlafende, segnete sie zum ersten Male in ihrem Leben, zog die Vorhänge des Bettes weit los, schloß die der Fenster und ging dann sachte und wehmütig zurückblickend hinaus mit dem Vorsatz, späterhin noch einmal nachzusehn.

★

Es war tief in der Nacht, als Ledwina aus ihrem langen Schlummer erwachte. Sie hatte äußerst tief geruht, und Therese war unbemerkt vor einigen Stunden noch einmal an ihrem Lager gewesen, wo sie die Schwester, die ihr nun erleichtert schien, beruhigt verlassen hatte. Aber in Ledwinens Innerem hatte sich eine grauenvolle Traumwelt aufgeschlossen, und es war ihr, als gehe sie zu Fuße mit einer großen Gesellschaft, worunter alle die Ihrigen und eine Menge Bekannter waren, um einer theatralischen Vorstellung beizuwohnen. Es war sehr finster, und die ganze Gesellschaft trug Fackeln, was einen gelben Brandschein auf alles warf, besonders erschienen die Gesichter übel verändert. Ledwinens Führer, ein alter, aber unbedeutender Bekannter, war sehr sorgsam und warnte sie vor jedem Stein. „Jetzt sind wir auf dem Kirchhof“, sagte er. „Nehmen Sie sich in acht, es sind einige frische Gräber.“ Zugleich flammten alle Fackeln hoch auf, und Ledwinen wurde ein großer

Kirchhof mit einer zahllosen Menge weißer Leichensteine und schwarzer Grabhügel sichtbar, die nun regelmäßig eins ums andere wechselten, daß ihr das Ganze wie ein Schachbrett vorkam und sie laut lachte, als ihr plötzlich einfiel, daß hier ja ihr Liebstes auf der Welt begraben liege. Sie wußte keinen Namen und hatte keine genauere Form dafür, als überhaupt die menschliche, aber es war gewiß ihr Liebstes, und sie riß sich mit einem furchtbar zerrissenen Angstgewimmer los und begann zwischen den Gräbern zu suchen und mit einem kleinen Spaten die Erde hier und dort aufzugraben. Nun war sie plötzlich die Zuschauende und sah ihre eigene Gestalt totenbleich, mit wild im Winde flatternden Haaren an den Gräbern wühlen, mit einem Ausdrücke in den verstörten Zügen, der sie mit Entsetzen füllte. Nun war sie wieder die Suchende selber. Sie legte sich über die Leichensteine, um die Inschriften zu lesen, und konnte keine herausbringen, aber das sah sie, keiner war der rechte. Vor den Erdhügeln fing sie an, sich zu hüten, denn der Gedanke des Einsinkens begann sich zu erzeugen, dennoch war sie im Zwange des Traumes zu einem wie hingestossen, und kaum betrat sie ihn, so stürzte er zusammen. Sie fühlte ordentlich den Schwung im Fallen und hörte die Bretter des Sarges krachend brechen, in dem sie jetzt neben einem Gerippe lag; ach, es war ja ihr Liebstes, das wußte sie sogleich. Sie umfaßte es fester, wie wir Gedanken fassen können; dann richtete sie sich auf und suchte in dem grinsenden Totenkopfe nach Zügen, für die sie selbst keine Norm hatte. Es war aber nichts, und zudem konnte sie nicht recht sehen,

denn es fielen Schneeflocken, obschon die Luft schwül war. Übrigens war es jetzt am Tage. Sie faßte eine der noch frischen Totenhände, die vom Gerippe losließ. Das schreckte sie gar nicht. Sie preßte die Hand glühend an ihre Lippen und legte sie dann an die vorige Stelle und drückte das Gesicht fest ein in den modrichten Staub. Nach einer Weile sah sie auf; es war wieder Nacht, und ihr voriger Begleiter stand sehr hoch am Grabe mit einer Laterne und bat sie, mitzugehen. Sie antwortete, sie werde nun hier liegen bleiben, bis sie tot sei; er möge gehen und die Laterne da lassen, was er auch sogleich tat, und sie sah wieder eine Weile nichts als das Gerippe, das sie mit einer herzerreißenden Zärtlichkeit liebte. Plötzlich stand ein Kind neben dem Grabe mit einem Korbe voll Blumen und Früchten, und sie besann sich, daß es eins derer sei, die im Theater Erfrischungen umherbieten. Sie kaufte ihm seine Blumen ab, um den Toten damit zu schmücken, wobei sie ganz ordentlich und ruhig die Früchte auslas und zurückgab. Da sie den Korb ausschüttete, wurden der Blumen so viele, daß sie das ganze Grab füllten. Des freute sie sich sehr, und wie ihr Blut milder floß, formte sich die Idee, als könne sie den verwesten Leib wieder aus Blumen zusammensetzen, daß er lebe und mit ihr gehe. Über dem Aussuchen und Ordnen der Blumen erwachte sie und, wie bei Träumen immer nur der allerletzte Eindruck in das Leben übergeht, ziemlich frei, aber ihr war unerträglich heiß.

Sie richtete sich auf und sah noch etwas verstört im Zimmer umher.

Das Mondlicht stand auf dem Vorhange eines der Fenster, und da der Fluß unter ihm zog, schienen sie zu wallen wie das Gewässer. Der Schatten fiel auf ihr Bett und teilte der weißen Decke dieselbe Eigenschaft mit, daß sie sich wie unter Wasser vorkam.

Sie betrachtete dies eine Weile, und es wurde ihr je länger je grauenhafter; die Idee einer Undine ward zu der einer im Fluß versunkenen Leiche, die das Wasser langsam ruhig zerfrisst, während die trostlosen Eltern vergebens ihre Neze in das unzugängliche Reich des Elements senken. Ihr ward so schauerlich, daß sie sich nach einigen Skrupeln wegen der Blut in ihrem Körper entschloß, aufzustehen und die Vorhänge wegzuziehen. Die Nacht war überaus schön. Der Mond stand klar im tiefen Blau. Die Wolken lagerten dunkel am Horizont in einer schweren gestürzten Masse, und der Donner hallte leise, doch mächtig herüber wie das Gebrüll des Löwen.

Ledwina blickte lüstern durch die Scheiben, das graue Silberlicht lag wie ein feenhaftes Geheimnis auf der Landschaft, und dünne, matte Schimmer wogten über die Ginster und Kräuter wie feine Fäden, als bleichten die Elfen ihre duftigen Schleier. Am Flusse war die Luft ganz still, denn die Weiden standen wie versteint, und kein Hauch bog die gesträubten Haare, aber in der Ferne schüttelten sich die Pappeln und hielten dem Mondlicht die weißen Flächen entgegen, daß sie schimmerten wie die silbernen Alleen in Träumen und Märchen. Ledwina sah und sah, und ihr Fuß wurzelte immer fester an der lockenden Stelle, und bald stand sie, halb unwillkürlich, halb mit leisen

Vorwürfen, in ein dichtes Tuch gehüllt, am offenen Fenster. Sie schauderte linde zusammen vor der frischen Luft und der geisterhaften Szene. Ihre Blicke fielen auf das klare Licht über sich und das trübe Licht unter sich im Strome, dann auf den finsternen träumenden Hintergrund, und das Ganze kam ihr vor wie der stolze und wilde Seeegruf zweier erleuchteter Fürstengondeln, indes das Volk gepreßt und wogend in der Ferne steht und sein dumpfes Gemurmel über das Wasser hallt.

Da erschien fern am Strome noch ein drittes Licht, aber ein hüpfendes, trübes Flämmchen wie ein dunstiges Meteor, und sie wußte nicht, war es wirklich ein Irrlicht oder ward es von Menschenhänden getragen, mehr zur Gesellschaft als zum Führer in der täuschenden Nachthelle. Sie richtete die Blicke fest darauf, wie es langsam herantanzte, und sein unausgesetztes Nähern bürgte für die letztere Meinung. Sie war so verloren in fremde Reiche, daß sie sich den Wanderer als einen grauen Zaubermeister bildete, der in der Mondnacht die geheimnisvollen Kräuter in den feuchten Heidgründen sucht. Wirklich gab es viele Beschwörer, sogenannte Besprecher, in jener Gegend, wie überhaupt in allen flachen Ländern, wo die Menschen mit der schweren neblichten Luft die Schwermut und einen gewissen krankhaften tiefen Geisterglauben einatmen. Diese Zauberer, meistens angefessene, geachtete alte Leute, sind mit seltenen Ausnahmen so truglos wie ihre Kinder, so wie sie auch das unheimliche Werk fast nie als Erwerb, sondern meistens als ein zufällig erobertes, aber teures

Arkana in nachbarlichen Liebesdiensten ausüben. Sie halten sonach auch vor sich selber streng auf all die kleinen Umstände, die dergleichen Dingen selbst bei völlig Ungläubigen etwas Schauerhaftes leihen als das starre Stillschweigen, das Pflücken der Kräuter oder Zweige im Vollmond oder in einer bestimmten Nacht des Jahres, und so weiter.

Und so wäre es nichts so Unmögliches gewesen, auf einer nächtlichen Wanderung dergleichen unheimlichen Gefährten zu finden. Aber das Flämmchen hüpfte näher, und bald war es Ledwina kenntlich als der brennende Docht einer Laterne, die ein Mann trug, indes eine Gestalt zu Pferde ihm folgte. Sie besann sich, daß es wohl ein nächtlich Reisender sei, den ein Weges- und Ortskundiger an den trügerischen Buchten des Stromes vorüberleite. Das Feenreich war zerstört, aber ein menschliches Gefühl der tiefsten Wehmut ergriff sie um den Unbekannten, mit dem sie einen schönen Nachmittag in ihren Träumen verlebte, und der doch achillos an ihr vorüberzog wie an den Steinen des Weges und wußte nichts von ihr, wenn er einst ihren Tod las in den Blättern der Zeitungen. Jetzt war er dem Schlosse gegenüber, wo der Fußsteig mit Steinen gepflastert war, ein langsamer Hufschlag schallte zu ihr hinauf, und sie strengte ihre Sehkraft an, um den letzten Umriß seiner Gestalt festzuhalten.

Plötzlich zog eine Wolke, die der Westhauch am Horizont als Herold aussandte, über den Mond; es ward ganz finster, und zugleich schlug ein schwerer, klatschender Fall an ihr Ohr, ihm folgte ein heftiges Plätschern und der laute Angstruf einer männlichen

Stimme. Ledwina sprang verwirrt in fürchterlichem Schrecken vom Fenster zurück und wollte nach Hilfe eilen, aber ihre Knie trugen sie nur bis in die Mitte des Zimmers, wo sie zusammenbrach, doch ohne die Besinnung zu verlieren. Sie schrie nun im höchsten Entsetzen anhaltend und fast über ihre Stimme, und nach einer Minute war ihre Mutter, ihre Schwester und fast das ganze weibliche Personal um sie versammelt. Man hob sie auf und trug sie ins Bett und meinte, sie rede irre, da sie beständig und angstvoll rief: „Macht das Fenster auf! — im Flusse — er liegt im Flusse“, und sich loszureißen strebte. Marie, die vor Schrecken hell weinte, war jedoch die erste, die den Ruf vom Flusse her durch das laute Gewirr unterschied. Man riß das Fenster auf, und bald zogen die Domestiken des Schlosses, noch ganz betäubt und mit Stangen und Haken an das Ufer. Den Reisenden hatte sein rasches Pferd aus den Wellen getragen, in die er dem Irrlichte in der Hand seines Führers gefolgt war, da er sehr dicht hinter ihm trabte. Er stand sehr triefend neben seinem schnaubenden Tiere und wollte eben in der Angst von neuem in den Strom, das fortschwimmende Menschenleben zu retten, da ihm das fremde Land sonst keine Hilfe zu bieten wußte.

Therese stand händeringend am Fenster und horchte auf Laute der Suchenden durch den Sturm, der nun mit einer fürchterlichen Heftigkeit losgebrochen war. Der Donner rollte sonder Aufhören. Das Wasser tanzte in greulicher Lust über der gefallenen Beute, warf sprühenden Schaum in die Augen derer, die sie ihm zu entreißen suchten. Der Fremde stand am Ufer,

bebend vor Frost. Er wollte nicht ins Schloß, aber mit einem Kahn in die empörten Wogen. „Wollen Sie sich selbst ums Leben helfen?“ sagte der alte Verwalter. „Mich dünkt, an einem ist es genug.“ — „O Gott!“ — rief der Fremde schmerzlich, „ich habe ihn so beredet; er wollte nicht von seiner alten Mutter, die sich vor dem Gewitter fürchtet. Um Gottes willen, einen Kahn, einen Kahn!“ — „Einen Kahn können Sie nicht kriegen, wir haben keinen“, sagte der Verwalter. Der Fremde hielt ihm eine Laterne hoch vors Gesicht, und wie er ihm in dem falschen Schein zu lachen schien, faßte er ihn wie wütend an der Brust und rief: „Einen Kahn, oder ich werfe dich auch ins Wasser.“ Der Verwalter blickte ihn fest an und sagte: „Wir haben keinen.“ Der Fremde sprach ernsthaft verwirrt: „Wie seid Ihr denn hierher gekommen?“ — „Über die Brücke dort“, versetzte der Verwalter. „Eine Brücke“, sagte der Fremde wie gelähmt, ließ ihn los und gesellte sich in höchster Angst zu den Suchenden. „Hier habe ich etwas“, rief einer und warf ein weißes Ding ans Ufer, was man als die Mütze des Verlorenen erkannte. Man suchte hier eifriger, aber die Haken fuhren vergebens durch das schäumende Wasser. „Wir finden ihn nicht“, rief ein anderer, ermattet in der frucht- und fast zwecklosen Arbeit, „das Wetter ist zu toll.“ — „Das Wasser gibt ihn auch nicht her“, rief wieder einer, „es hat in diesem Jahre noch kein Menschenfleisch gehabt.“ — „Nicht?“ versetzte ein anderer, und der Fremde sah mit Schrecken, wie nach dieser Bemerkung aller Eifer sichtbar erlosch. Er bot Geld über Geld, und man

fuhr ihm zu Gefallen fort zu suchen, aber so mutlos, daß man bald nur noch zum Anschein mit den Stangen und Haken ins Wasser klatschte. Therese hatte indessen das Fenster nicht verlassen.

„Ich höre nichts“, sagte sie jammernd, zu Ledwina gewandt, die sie zum Schrecken halb angekleidet und im Begriff aus dem Bette steigen sah. Sie schloß das Fenster schnell und drängte die zitternde Schwester in das Bett zurück, worin sich diese jedoch bald ergab mit dem Beding der schnellsten Mitteilung aller Nachrichten. Therese versprach alles und meinte, mit ihrem Gewissen wohl auszukommen. Sie hatte sich mit großer Kraft gefaßt und redete jetzt viel Tröstliches, geistlich und irdisch, zu Ledwina, daß diese endlich ganz still ward und in der höchsten Ermattung wieder einschlief. Dann ging sie, um ein warmes Zimmer und Bette für den Fremden zu besorgen, der endlich nach mehreren Stunden durch und durch erfroren und innerlich bebend einzog. Dann legte sie sich selbst nieder, ob der Morgen ihr vielleicht noch einige Erholung schenken wolle, da der Tag sie wieder in ihrer ganzen Kraft forderte, nachdem sie eine Zofe neben Ledwinens Gemach gebettet hatte.

*

Es hatte sieben geschlagen, als Minchen auf den Zehen in die Kammer schlich und das Fräulein ihr schon völlig gekleidet entgegentrat.

„Was gibt's, Minchen?“ sagte sie bewegt und heftete die letzte Nadel.

„Der fremde Herr ist ganz munter“, antwortete das Mädchen.

„Aber der Bote?“ fragte Ledwina.

„Das weiß Gott“, versetzte Minchen dann, und beide schwiegen. „Man braucht sich nicht viel Gutes zu denken“, sagte Minchen und fing bitterlich an zu weinen. Ledwina sah starr vor sich nieder und fragte: „Weiß man nicht, wer es gewesen ist?“

„Freilich wohl,“ versetzte das schluchzende Mädchen, „es ist ja der Klemens von der alten Lisbeth; o mein Gott, was soll sich das arme alte Mensch haben!“ und weinte ganz laut.

Ledwina setzte sich auf das Bett und legte das Gesicht in die weißen Kissen, dann erhob sie sich schneeweiß und sagte: „Ja, Gott muß es wissen“, nahm ihr Schnupftuch vom Tische und ging langsam hinaus. Im Wohnzimmer war alles um das Frühstück versammelt, da Ledwina hereintrat. Der fast zu blendend schöne Fremde stand auf und verbeugte sich. Karl sagte vornehm und höflich: „Das ist meine älteste Schwester“, und zu Ledwina: „Der Graf Holberg.“ Man saß wieder um den spendenden Tisch, und das Gespräch ging etwas gedrückt fort über allerhand Göttinger Vorfälle, als einzig bekannte Berührungspunkte beider.

„Fräulein Marie, nehmen Sie sich in acht“, sagte der Fremde aus dem Gespräch zu Marien gewandt, die ein geöffnetes Federmesser wiederholt an den Mund hielt, um den Stahl zu prüfen. Marie ward rot und legte das Messer hin.

„Ganz recht, Marie heißt sie“, sagt die Frau von Brenkfeld höflich lächelnd.

„Ich glaube, ich werde sie alle zu nennen wissen“,

versezte der Graf lebhaft und sandte die leuchtenden Augen durch den Kreis. „Steinheim ist ein getreuer Maler; glauben Sie wohl, daß ich Sie sämtlich so gleich wiedererkannte?“

„Sie haben Steinheim viel gesehen?“ sagte Karl.

„O sehr viel,“ versezte Hollberg rasch, „in dem letzten Jahre täglich oder vielmehr fast den ganzen Tag. Ich habe sogar ihm zu Gefallen ein mir sonst ganz unnütziges Kollegium mitgehört.“ Karl lachte ganz trocken.

„Solange Sie dort waren,“ fuhr der Graf fort, „konnte man freilich nicht so recht an ihn kommen, denn sein Herz ist wohl für mehrere Abwesende, aber immer nur für einen Gegenwärtigen, offen. Ich hatte keinen Vorwand, ihn zu besuchen, und auf unsern Kommerzern erschien er gar nicht. Aber jetzt,“ fuhr er mit einem blitzenden raschen Blicke fort, „jetzt glaube ich, weder mich noch andere zu täuschen, wenn ich sage, wir haben uns beide sehr lieb.“ „Wissen Sie auch, wie ich heiße“, sagte die Frau von Brenkfeld in Verlegenheit, das Ungehörige ihrer Frage nicht bedenkend. Der Fremde ward rot und sagte: „Sie meinen, gnädige Frau?“ dann sah er nieder und sagte mit bescheidener Stimme: „Feiern Sie nicht Ihr Namensfest am neunzehnten November?“ — „Ganz recht,“ versezte Frau von Brenkfeld, „ich heiße Elisabeth.“ „Die drei Fräulein“, fuhr der Graf fort, „werden sich Fräulein Therese und Marie nennen. Der Name der dritten ist nur schwer zu behalten, und ich fürchte, ihn zu verfehlen; er muß beinahe wie Lidwina oder Ledwina klingen.“

„Völlig wie das letztere“, sagte die Mutter und

blickte auf Ledwina, und der Graf neigte lächelnd freundlich gegen sie, die es jedoch nicht bemerkte, da sie eben an die Freude Theresens dachte, der sie so gern dieses milde Öl in die, wie sie meinte, noch wogende See gegönnt hatte.

„Können Sie mir nicht sagen,“ fragte Karl, „wann Steinheim hierher kommen wird?“

„Gewiß so bald wie möglich“, versetzte der Graf mit einem langen, sprechenden Blicke.

Karl zog die Lippen und sagte: „Ich habe eine kleine Reise vor, so möchten wir uns verfehlen, aber ich schiebe oder gebe sie auf, je nachdem es fällt.“

„Eine Reise, wohin?“ fragte Ledwina verwundert, und Karl versetzte kurz und verdrießlich: „Auf den Harz vielleicht“, und dann zum Grafen: „Wir hoffen Sie zugleich hier zu sehen.“

Der Graf sagte freundlich, indem er die schwarzen Locken aus der breiten Stirn schüttelte: „Sehen Sie, wie gut Steinheim es mit mir meint; aber ich muß selbst wissen, was ich wagen darf. Wenn Sie mir nun den Stuhl vor die Thür gesetzt hätten —“ Die Frau von Brenkfeld wollte höflich einfallen, aber der Graf fuhr fort: „Mir ist eine liebe Freude verdorben: ich wollte meine Schwester zu ihrem Geburtstage überraschen; daher der unglückliche Gedanke, die schöne Nacht zu Hilfe zu nehmen.“ Dann wurde er plötzlich finster, stand auf und ging hinaus. „Wie gefällt dir der?“ sagte Frau von Brenkfeld, wie aus tiefer Beklemmung aufschauend, zu Ledwina. Diese schüttelte seltsam lächelnd das Haupt und sagte: „Ich weiß noch nicht, aber ganz eigen.“

„Er hat etwas Kindisches,“ fiel Karl ein, „das bringt seine Krankheit mit sich.“

„Ist er krank?“ sprach Ledwina gespannt; „er sieht ja ganz frisch aus, beinah zu frisch.“

„Ach Gott, was wollte er frisch aussehen,“ versetzte Karl, „es hat mich recht erschreckt, wie ich ihn sah. Bei seinem Aufenthalt in Göttingen war er immer leichenbläß; er hat deshalb lange Pallidus geheissen, bis die Sache sich endlich nicht mehr für den Scherz eignete, aber jetzt —“ Karl schwieg ernst und fuhr dann fort: „Ich denke, wie wir einmal einen guten Kommerz in Ulrichs Garten hatten und, da mehrere aus uns Sträuße wilder Blumen im Gehen pflückten, einer endlich die Frage aufwarf, was eigentlich die sogenannte Totenblume sei, da viele die dunkelrote Klatschrose, andere den hellroten Widerstorz und noch andere eine gelbe hohe Blume so nennen; wie er da so wehmütig sagte: ‚Mir scheint die hellrote diesen Namen vor allen zu verdienen. Das Hellrot ist doch die rechte Totenfarbe. Lieber Gott, wie schön können die Totenblumen blühen, so kurz vor dem Abfallen!‘

Dann blieb er zurück und war den ganzen Abend still; denn sein Vater hat mit der schönen, geistreichen Mutter, gegen den Willen aller Verwandten, die Auszehrung in die Familie geschleppt.“

„Das finde ich wahrhaft schlecht; du wählst harte Ausdrücke, Karl,“ sagte Therese, die seit den letzten Minuten wieder gegenwärtig war; „es ist wahrhaftig genug Schlechtes in der Welt; man braucht mit dem Worte nicht so zu wuchern.“

Karl sagte beleidigt und deshalb kalt: „Vielleicht kann ich es nach seiner Persönlichkeit auch verrückt nennen; ich müßte dann annehmen, daß er in einer fixen Idee sie für gesund hielt. Mich wenigstens würde die heftigste Leidenschaft nicht verleiten, mein ganzes Geschlecht wissentlich zu vergiften.“

Therese, die Hollberg aus begreiflichen Gründen sehr wohlwollte, sagte diesmal rasch und ganz unüberlegt: „Wenn er aber nun außerdem gar nicht lieben und deshalb auch nicht heiraten kann?“ Karl blieb stehen, sah sie spöttisch an, klopfte dann mit dem Finger sacht an ihre Stirn und sagte mit Nachdruck: „Du blinde Welt, wie stolperst du im Dunkeln!“ Therese bog die Stirn unwillig zurück, aber sie sagte nichts; denn es ärgerte sie unglaublich, gerade jetzt etwas Albernnes gesagt zu haben; noch mehr Ledwina, die im Grunde die Schwester nicht allein für an Herz und Gemüt reicher, sondern auch in ihrer klaren Umsicht im ganzen für klüger hielt als den kenntnisreichen, kräftigen, aber in seinem oft übertriebenen Selbstgefühl beschränkten Bruder.

„Dem sei, wie ihm wolle,“ fuhr Karl ernst fort, „genug, die ganze Familie ist vor lauter Geist und Schwächlichkeit aufgebrannt wie ein Meteor, bis auf ihn und eine Schwester, denen die Totenblumen auch bereits auf den Wangen stehen. Der arme Junge hat keine Bemerkungen genug machen können. Ihm ist der Tod schon oft recht hart ans Herz gedrungen, und jetzt sitzt er ihm gar mitten drin.“

Es pochte an die Thür, und ein Ackerknecht trat auf den Socken herein.

„Ihre Gnaden,“ hub er an, „der fremde Herr frägt nach Leuten im Dorfe, die ihm für Geld und gute Worte den Klemens suchen sollen. Wenn das so sein soll, dann muß das geschehn, aber finden tun sie ihn nicht; das Wasser ist zu lang, der mag schon wohl zehn Stunden weit sein.“

„Ich will mit dem fremden Herrn sprechen,“ sagte die Frau von Brenkfeld, „geht nur.“

Wie der Knecht hinaus war, sah sie ihre Kinder schweigend an und sagte dann in entsetzlicher Unruhe: „Ich glaube, wir vertragen uns nicht lange.“

Dann ging sie hinaus, dem Grafen Vorstellungen zu machen. Karl sah ihr nach und sagte peinlich lachend: „Es freut mich nur, daß dieser Aufenthalt nicht mir gilt, ich habe das alles gefürchtet. Hollberg ist doch sein ganzes Leben verwöhnt worden. Es waren wohl unser viere, denen er gefiel. Wir hatten uns vorgenommen, einen ordentlichen, flotten Suitier aus ihm zu machen. Er gab sich auch gut zu allem; aber mitten im besten Kommerz konnte ihn plötzlich etwas meistens ganz Unbedeutendes so tief und seltsam ergreifen, daß er uns die ganze Lust verdarb mit seiner wunderlichen Stimmung; das ist zuweilen recht interessant, aber immer ungeheuer unbequem, zudem konnte er nie einen rechten Begriff vom Studentenleben fassen und bei Zusammenkünften sein wie unter Philistern und bei Ehrenpunkten arglos und zutraulich wie unter Brüdern; er hätte können die ärgsten Händel haben, aber jeder kannte und schonte ihn.“

„So war er wohl sehr geliebt?“ fragte Therese.
„O doch,“ versetzte Karl, indem er seinen verlegten

Tabaksbeutel in der Stube umsonst suchte, „zudem ist zugleich arglos und nobel sein wohl der sicherste Weg zu allgemeiner Berücksichtigung; es gibt so etwas Prinzenhaftes.“

Therese wandte sich zu Ledwina: „Es ist doch etwas Eigenes um das angeborene Vornehme.“

„Es ist daran viel Wahres,“ versetzte Ledwina, „solange es nur äußere Formen, die das innere Ehrgefühl gar nicht nennt, und auch die nur arglos verleiht.“

„Jawohl,“ sagte Therese, „dann ist es mir aber auch lieber als Schönheit; — nicht allein beim Mann,“ fuhr sie freundlich sinnend fort, „auch für mich selber würde es meine Wahl treffen.“

„Oh, freilich,“ versetzte Ledwina, und Karl, der wieder zu ihnen trat, sagte: „Ich möchte mich indessen nicht so berücksichtigt sehen; es erinnert doch immer etwas an die Achtung für die Frauen.“

Therese sah unwillig auf; dann begann sie erst leise, dann immer herzlicher zu lachen.

„Es ist doch häßlich,“ sagte sie, sich vergebens zu bezwingen suchend, „daß man so albern lachen muß.“

Die Mutter trat mit dem Grafen herein. „Sie sehen das wohl ein“, sagte sie eben. — „Ganz gewiß“, versetzte derselbe und sah glühend um sich. „Die gnädige Frau haben zu befehlen, es ist mir nur um der Mutter willen.“

„Die Mutter“, sagte Frau von Brenckfeld, „wird den Anblick der Leiche nach einigen Tagen vielleicht besser ertragen als jetzt; wenigstens hoffe ich es.“

„Ich glaube es nicht“, erwiderte der Graf bewegt.
„Sie kann sich nicht trösten. Sie hat ja nichts gehabt wie den Sohn.“ Frau von Brenkfeld sprach ernst:
„Sie irren; wir alle dürfen nicht bestimmen, wie viel ein wahrhaft christliches und starkes Gemüt aus den niederen Ständen, vor allem eine Frau, zu tragen vermag, so wenig wir die ununterbrochene Kette von Sorgen und Entfagungen ahnen, aus denen ihr Leben fast immer besteht; glauben Sie mir, was man so sieht, ist nichts.“

Der Graf hob das brennende Antlitz und sagte:
„Wie? Meine gnädige Frau? Ach, verzeihen Sie!“

Er schwieg einige Sekunden wie betäubt; dann fuhr er fort: „Denken Sie, wie ihn das Wasser zurichten wird. Die alte Frau geht gewiß immer an den Strom, bis er ihn ausgespien hat, und dann kennt sie ihn nicht.“ Er stand hastig auf, sagte nochmals „Verzeihen Sie“ und ging hinaus.

Die Frau von Brenkfeld sah ihm verwundert nach und sagte dann: „Ist das Krankheit oder Eigensinn?“

„Beides“, entgegnete Karl phlegmatisch, und so ging das Gespräch fort zwischen Menschen, die man gut nennen mußte, in scharfen Strichen, oft ungerrecht, immer verfehlt, über ein Gemüt, das man nicht leise genug hätte berühren können, und das bei der durchsichtigsten Klarheit dennoch an ewig mißverstandenen Gefühlen verglühen mußte.

Frau von Brenkfeld sagte eben: „Ich sehe täglich mehr ein, wie dankbar ich Gott dafür sein muß, daß ich zwischen sieben Schwestern geboren bin, und zwar so recht mitten in, weder die älteste noch die jüngste“,

als Marie angstvoll hereineilend rief: „O Mutter, der Graf sitzt auf der Altane und ist schneeweiß.“

„Mein Gott,“ sagte Frau von Brenckfeld, „sollte ihm unwohl werden?“

„Jawohl,“ versetzte Marie, „er hat den Kopf auf den steinernen Tisch gelegt und sah mich gar nicht.“

Man eilte hinaus, der Graf wollte noch mit einigen mühsamen, verwirrten Worten seine offenbare Schwäche verleugnen, aber die Sinne schienen ihn immer mehr zu verlassen. Bald ließ er sich geduldig und unter Anstrengung seiner letzten Besinnung, noch etwas Beruhigendes zu sagen, zu seiner Stube mehr tragen als führen. Nach einer halben Stunde zeigte sich entschieden ein heftiges Fieber, und der Vormittag verging unter angstvoller Erwartung des Hausarztes, nach dem man sofort geschickt hatte.

*

„Was sagen Sie zu dem Kranken?“ fragte Frau von Brenckfeld den wieder Hereintretenden. Der Doktor Toppmann langte langsam seinen Hut vom Spiegeltisch neben dem Blumentischchen, und bedächtig: „Ein wenig Bluthusten mit dem hergebrachten Fieber dazu“, sagte er; „nicht viel; ich kenne seine Konstitution zu wenig, und mit ihm reden kann man nicht, da er ganz irre ist.“

„Mein Gott, seit wann?“ rief Frau von Brenckfeld; „davon weiß ich ja nichts.“

„Es soll auch früher nicht gewesen sein,“ entgegnete der Doktor, „erst seit er jetzt erwacht ist.“

„Das ist ja höchst traurig“, versetzte Frau von

Brenkfeld hastig. „Er wird doch, um Gottes willen, nicht gar sterben können?“

Doktor Toppmann schnitt seine seltsamsten Gesichter und sagte: „Wir können alle sterben; übrigens so etwas muß man nicht eher denken, als bis das Gegenteil unmöglich ist.“

„Keineswegs,“ fiel Therese ein, „ich bitte sehr, täuschen Sie uns hierin nicht.“

Toppmann kniff das linke Auge zu und fragte: „Warum denn das?“

„Man ist doch sorgsamer,“ versetzte Therese; „man weiß doch auf jeden Fall, was man zu tun hat.“

„Was hat man denn zu tun?“ fragte Toppmann.

„Ach Gott,“ entgegnete Therese, „wir haben noch tausend andere Gründe, bleiben Sie doch bei der Sache.“ Toppmann schwieg ein Weilchen, dann sagte er ernst und zu allen Anwesenden gewandt: „Ich weiß, Sie werden nichts versäumen, was in Ihren Kräften und Wissen steht; deshalb halten Sie die Stube kühl, aber vor allem ohne Zugwind, und sorgen Sie, daß die Arznei ordentlich genommen wird; auch darf der Patient vorerst nicht allein gelassen werden. Morgen früh komme ich wieder, wenn nichts Besonderes früherhin vorfällt.“

Er machte eine Verbeugung und wollte fortgehen; dann wandte er sich um und sagte: „Notabene, nähern Sie sich ihm nicht mehr als unumgänglich nötig; die Sache könnte leicht nervös sein.“

Er verbeugte sich nochmals und ging hinaus.

Karl sagte: „Ich glaube, ich kann mich gelegentlich noch jedes Wortes erinnern, das ich den Topp-

mann mein Leben lang habe reden hören; das macht das unvergeßliche Mienenspiel, dem die Worte wie angegossen sind, oder vielmehr umgekehrt."

"Er redet wohl auch überall sehr wenig", versetzte die Mutter; „heute war er nach seiner Art recht los."

"Therese hat ihn auch ehrlich geschraubt", entgegnete Karl und sah nach Theresen, die eben mit den Zeichen der äußersten Unruhe das Zimmer verließ. Karl fuhr fort: „Ich habe mir mal eine Sammlung von den verschiedenen Abarten seines Grundgesichtes machen wollen, vor Zeiten, ehe ich nach Göttingen ging, und machte deshalb einen Strich auf ein dazu bestimmtes Papier, so oft ich etwas Neues zu entdecken glaubte, verwirrte mich jedoch dermaßen, daß ich es nur bis auf etwa vierzehn bringen konnte, und ich muß gestehen, daß dies scharfe Merken auf allerhand Verzerrungen in Phantasie und Wirklichkeit, dem ich mich hierdurch nach und nach mit wahrer Leidenschaft ergab, mir endlich anfang, eine Schwäche und solche dumpfe Zerstreutheit zuzuziehen, daß ich dies für eine der gefährlichsten Beschäftigungen halte. Ich begreife nur nicht, wie die Karikaturmaler vor dem Tollhause vorbeikommen."

"Es ist eine alte Erfahrung," versetzte Frau von Brenkfeld, „daß dergleichen Künstler, die Satiriker in Literatur und Leben und die berühmtesten Buffonen der Theater mit eingerechnet, gewöhnlich mindestens sehr hypochondrisch sind."

Ledwina hatte sich unter diesen Gesprächen leise hinaus und ins Freie geschlichen, um einen sie überwältigenden so körperlichen als geistigen Druck zu

verhehlen, vielleicht zu lindern. Es zog sie gewaltsam zu dem Ufer des Flusses, als sei noch etwas zu retten, und tausend wunderbare Möglichkeiten, die nur für sie so heißen konnten, tanzten in greulichen Bildern um ihr brennendes Haupt. Bald sah sie den Verlorenen, wie ein Dornstrauch das blasse Gesicht noch an einem Teile seines Haares über dem Wasser erhielt, während der andere vom Haupte gerissen, an den schwankenden Zweigen des Strauches wehte; seine blutenden Glieder wurden in grausamem Takte von den Wellen an das steinichte Ufer geschleudert. Er lebte noch, aber seine Kräfte waren hin, und er mußte harren in gräßlicher Todesangst, bis der Wellenstoß das letzte Haar zerrissen. Bald ein anderes gleich gräßliches und angstvolles Gesicht. Sie schmiegte sich leise an die Mauer hin unter dem Fenster, wo ihre Mutter saß, aber die sah weder auf noch um sich, sondern redete rasch und angelegentlich mit Karl'n über allerhand Dinge, die ihr durchaus gleichgültig waren, um die Verstimmung zu verbergen, die sich ihrer seit der Ankunft des Grafen unwiderstehlich bemächtigt hatte und durch den Bericht des Arztes auf einen Grad gestiegen war, den sie selber als Unrecht fühlen mußte. Der arme Klemens war gewiß der Grund dessen, was in dieser Stimmung von wahren Kummer lag; außerdem gehörte zu der sogenannten Ordnung ihres Hauses eine übertriebene Angst, ein fast kindisches Hüten vor aller Ansteckung.

In Frau von Brenkfeld nahm demnach eine leise Abneigung und feststehende Ungerechtigkeit gegen den Grafen Platz, der ihr zu aller Sorge und Not ihr

reines Haus zu verpesten drohte, und auf den sein freilich schuldloser Anteil am Tode des guten Burschen schon gleich einen bösen Schatten geworfen hatte, den sie damals nicht in seinem Grunde oder überhaupt nicht genug fühlte, um ihn zu verwischen.

Sie war jedoch auch jetzt billig genug, etwas Ungerechtes in sich zu beobachten und hätte nach ihrer tiefen, verborgenen Güte jetzt um keinen Preis über ihn urteilen oder auch nur von ihm reden mögen.

Mit Karl stand es ebenso, nur aus anderen Gründen, und es hätte für einen Beobachter höchst unterhaltend sein müssen, ein beiden Theilen so völlig langweiliges Zwiegespräch dennoch mit so großer Lebhaftigkeit und oft so anziehenden Bemerkungen sich bewegen zu hören.

★

Eine Kutsche rasselte über die Zugbrücke, und sechs langgespannte Goldfüchse trabten auf den Vorhof.

„Bendraets!“ sagte Karl. „Ich desertiere“, versetzte seine Mutter, über und über rot vor Unmut, und ging, diese jederzeit unwillkommenen Gäste zu empfangen. Die beiden kleinen geschminkten Fräulein waren schon am Arme des langen Referendarius, wie der junge semper freundliche Herr von Türl überall in der Gegend genannt wurde, ins Haus gestrichen, um, wie sie sich ausdrückten, Ledwinchen und Thereschen ein bißchen mobil zu machen, als ihre Mutter, langsam aus dem Wagen steigend, den Gruß der Frau von Brenkfeld erwiderte.

Die Frauen nahmen das Sofa ein, und das Auge der Hausfrau ruhte immer gemilderter auf den wel-

fen und wehmütigen Zügen der Nachbarin, die auf ihre Nachfrage mit verlegener Leichtigkeit erzählte, daß ihr Mann und ihre Söhne zu einer kleinen Jagdpartie nebst dem jungen Warneck ausgezogen, jedoch gegen Mittag in diese Gegend kommen und alsdann vorsprechen würden. Mitleiden mit der immer Gedrückten ließ die Frau von Brenkfeld sehr gütig antworten, und ein sanftes, leises Gespräch begann zwischen den beiden Frauen, die sich so gern gegenseitig getraut hätten und es doch nie konnten, da vielfach drückende Familienverhältnisse eine gute arglose Seele zwingen, ihr Heil in der Intrige zu suchen. Die Rede fiel auf den Baron Warneck, den seit einigen Monaten von mehrjährigen Reisen zurückgekehrten Besitzer der benachbarten Güter.

„Es ist ein Mann von vielem Verstande“, sagte die Frau von Brenkfeld.

„Gewiß, von ganz vorzüglichen Gaben“, versetzte die Bendraet, „und sehr brav.“

„Meinst du damit mutig oder rechtlich?“

„Eigentlich das letztere,“ lächelte die Bendraet, „doch glaube ich es in beidem Sinne.“

„Wir kennen ihn wenig,“ versetzte die Brenkfeld, „doch denke ich gern alles Gute von ihm. Mein Karl ist neulich herübergeritten, wegen kleiner Jagdverstöße und rühmt seine Billigkeit und nachbarlichen Sinn. Die Besitzer von Schnellenfort sind immer sehr interessant für uns; unsere beiderseitigen Besitzungen und Rechte durchkreuzen sich auf eine unangenehme Weise. Gott gebe ihm eine gute, friedliche Frau“, fügte sie bedeutend hinzu.

„Was meinst du,“ sagte die Bendraet fixierend, „man spricht von der Claudine Triest.“

„So?“ versetzte Frau von Brenkfeld lächelnd. „Ich denke, man spricht von der Julie Bendraet.“

„Er hat uns doch keinen Grund gegeben, das zu glauben,“ versetzte die Bendraet errötend, „im Gegentheil scheint er eher eine kleine Vorliebe für Elisen zu verraten, aber auf jeden Fall“ — sie stockte und faßte die Hand der Freundin — „es ist eigentlich lächerlich, in solchen Dingen abzusprechen, eh’ man um seine Meinung gefragt wird, aber in jedem Falle würde sich Elise auch schwerlich für Warneck bestimmen. Der Baron hat sich zu gern und viel herumgetrieben, um je ruhig zu werden. Er muß eine lebhafte und lebenslustige Frau haben, die die Mühe und die Begeisterung seiner Liebhabereien mit ihm teilt. Das wäre nichts für mein Hausmütterchen. Der gebe Gott“, fügte sie weich hinzu, „ein stilles, häusliches Los, wo sie es nicht empfindet, daß sie weniger hübsch und lebhaft ist als Julie.“

Frau von Brenkfeld drückte sanft die Hand der Redenden, und sie fuhr lebhafter fort: „Aber daß ich dir mit gleicher Münze bezahle, den guten Tüpfel habe ich wohl recht, recht glücklich mit der kleinen Tour hierher gemacht. Sein volles Herz ergießt sich täglich in den schönsten Gedichten zu Ehren Ledwinens.“

„So, dichtet der?“ lachte die Brenkfeld.

„O doch,“ versetzte Frau von Bendraet, „sehr artig, und ich glaube wirklich, er zieht jetzt auf der Freite umher.“

„Aber für Ledwina paßt er nicht; die ist zu sanft für ihn.“ Dann fuhr sie rasch und gefaßt fort. „Solange Türk nicht besser zu leben hat, paßt er für keine seinesgleichen.“

„Er hat doch ein Gut“, sagte Frau von Bendraet. „Ach, liebes Kind, nenne es doch lieber einen Bauernhof. Die kleinen ritterlichen Freiheiten werden es nicht sehr verbessern.“

„Er wird gut angestellt werden“, sagte die Nachbarin.

„Wir wollen es hoffen, aber er hat noch Zeit bis dahin; der Referendariusposten ist noch nicht bedeutend.“

Die Bendraet errötete sehr und sprach: „Er ist munter und artig, er kann gefallen. Soll denn eine Mutter ihrer Kinder Glück und Fortkommen verhindern und der Familie ein Haus voll unversorgter Töchter hinterlassen? — zwar“, unterbrach sie sich, „deine Töchter sind präbendiert, allein den Vorteil hat nicht jede Familie.“

„Auch in dem entgegengesetzten Falle“, versetzte die Brenkfeld, „ist der Entschluß, eine Tochter zu unterhalten, besser als die Wahrscheinlichkeit, dereinst auf mehrere Generationen an den trostlosen Umständen ihrer Nachkommen vergebens zu flicken. Sie ist ja auch nicht gesund“, sagte die Frau von Brenkfeld mit kämpfendem Tone.

„D doch,“ versetzte die Bendraet rasch und ängstlich; „ich denke, sie bessert sich sehr und sieht viel wohler aus.“

Beide schwiegen eine kleine Weile, dann sagte die

Frau von Brenkfeld: „Du hast sie ja kürzlich nicht gesehen.“

„Ich habe es aber gehört“, versetzte die Bendraet, „von dem schwarzen Musikmeister zu Erlenburg; der sagte neulich, sie sähe schöner und wohler aus wie je.“

„So, der Wildmeister?“ sagte die Frau von Brenkfeld und ward noch trüber.

Der lange Referendarius und Julie unterbrachen dieses Gespräch. Der Lange erzählte, Fräulein Therese sei so eifrig am Kochen und Braten für den glücklich Unglücklichen, daß ihr keine Rede abzugewinnen gewesen sei, und Fräulein Elise habe der Freundin ihre schönen Pflichten erleichtern wollen und sei deshalb bei ihr zurückgeblieben.

Die Frau von Brenkfeld erzählte jetzt die Geschichte der vorigen Nacht. Die Bendraet wunderte sich, daß sie ihrer noch nicht erwähnt.

„Ich unterhalte meine Gäste nicht gern mit unangenehmen Dingen“, versetzte die Hausfrau.

„Herr von Türk“, rief Julie von Theresens Stuckrahmen, bei dem sie sich gesetzt; „Sie müssen der Frau von Brenkfeld Fehde ankündigen, sie nennt einen jungen schönen Mann ein unangenehmes Ding.“

Frau von Brenkfeld sah ernst aus, und Türk wußte sich nicht zu nehmen.

„Verdirb nur nichts, liebes Kind“, rief die Mutter.

„Gott bewahre“, versetzte Julie, „ich werde mich nicht daran wagen.“

Nun stand sie auf und begann den armen Türk mit oft faden, oft treffenden Wizen aufs unbarmherzigste zu schrauben, wobei sie öfters auf leichtsinnig unehr-

erbietige Art die beiden Frauen hineinzog und dadurch den Langen, der es gern mit der ganzen Welt gut stehen hatte, sehr ängstigte.

Therese stand indes wie auf Kohlen vor der Thür des Kranken, dem sie eben ein Glas Limonade hineingesandt, und suchte leise mit den besten Worten Elise fortzubringen, die von einer Thürhölle zur andern trat, um eine Ansicht des Fremden zu erlauschen.

„Elise,“ sagte Therese, „der Bediente wird her-austreten und dir die Thür vor die Stirn stoßen.“

„Ich bitte dich,“ flüsterte Elise, „suche einen Vor-wand, mich hereinzubringen.“

„Mein Gott, wie kann es dergleichen Vorwand geben!“ versetzte Therese und vertröstete sie auf Karl, der drinnen sei und ihr alles erzählen solle.

Nun wollte Elise aufpassen, wenn Karl heraus-komme. Therese ward ungeduldig und ließ Karl durch einen Bedienten heraustrufen. Er erschien verstimmt und eilig, grüßte Elise flüchtig, gab schnellen, kurzen Bericht und trat in das Krankenzimmer zurück. Elise schien beleidigt oder verlegen, verließ die Thür mit Theresen, und sie gingen zur Gesellschaft.

Elise setzte sich sogleich an Theresens Stuhlrahmen und arbeitete eifrig. Türk machte ihr die schuldigen Komplimente über ihren Fleiß und mußte für jedes eine Spöttere von Julien einstecken. So verging der Morgen. Man vermischte plötzlich Ledwinen und tröstete sich, da man wußte, sie sei spazieren. „Unsere Herren bleiben aus“, sagte die Frau von Bendraet eben, da rief Marie: „Sieh Mutter, ein Reiter!“ — „Das ist mein Mann“, sagte die Bendraet.

„Und noch einer“, rief Marie, „und noch einer“, rief sie mit Nachdruck.

„Es wird noch einer kommen, liebes Kind“, sagte die Bendraet und wandte sich entschuldigend zur Hausfrau.

Die Ankommenden stiegen von den Pferden. Herr von Bendraet küßte der Hausdame mit vielen höflichen Reden die Hand. Baron Warneck brachte noch auf dem Hofe etwas an seinen Stiefeln in Ordnung, wobei Junker Clemens Bendraet nicht unterließ, ihm die Sporen unter die Sohle zu drehen.

„Mach kein dummes Zeug“, sagte sein Bruder, aber Warneck lachte, brachte alles in Ordnung, und man trat ein. Jagdgeschichten und Politik kamen zur Sprache, und der Mittag war da, ersehnt und doch unerwartet.

Therese hatte schon die Thür des Speisesaals, in dem die Gesellschaft bereits die englischen Kupferstiche an den Wänden musterte, geöffnet, als sie umschaute, weil sie Ledwinens Tritte auf der Treppe vernahm. Sie wollte hastig umkehren; denn glühend und erschöpft ließ sich soeben die Schwester auf eine der Stufen nieder; aber jene winkte rasch bittend mit der Hand, und Therese trat in die geöffnete Thür. Nicht lange, so erschien auch Ledwina, und man setzte sich zu Tisch. Elise wollte sich durchaus neben Ledwina setzen, aber Therese zog sie zu sich hinüber.

„Du sollst mir vorlegen helfen“, sagte sie, und dies war Elisen auch sehr recht.

Tischgespräche begannen und stockten wieder. Herr von Bendraet sprach von einer Reise, die er vorhabe.

„Wenn ich einmal das große Los gewinne,“ rief Julie, „so will ich immer reisen; ich kann mir kein größeres Glück denken.“

„Ich glaube,“ versetzte Elise, „daß das gar zu viele Reisen Frauenzimmern nicht gut tut und sie unster und unzufrieden im Hause macht; ich will lieber zu Hause bleiben und lasse mir anderer Leute Reisen erzählen. Ach, wie schön hat uns Baron Warneck nicht gestern unterhalten! Sie müssen auch vieles erzählen können, Herr von Brenkfeld.“

„Hat Ihnen Warneck öfters erzählt?“ fragte Karl.

„Ich mag nicht daran denken, wie oft wir oder eigentlich ich den Herrn von Warneck schon belästigt haben. Wirklich, je weniger ich selbst zu sehen hoffe und wünsche, je weniger kann ich mir den Ersatz einer lebhaften Beschreibung versagen.“

„Der Warneck ist ein gequälter Mann,“ lachte Julie, „ich fürchte immer, er bleibt noch ganz fort; denn was der für Anfechtungen von Elise zu erleiden hat!“

Elise sah scharf aus, und Karl sagte: „Wenn Ihnen Warneck viel erzählt hat, so sind meine kleinen Erfahrungen brotlos, denn er hat dieselben Gegenden beobachtet und durchsucht, die nur an mir vorübergeflogen sind, wie in der *Laterna magica*.“

Er neigte sich zu Warneck, der aus dem Gespräche mit Louis Vendraet aufschaute, da er seinen Namen nennen hörte.

„Ich sage, Sie haben nicht nur viel mehreres, sondern auch alles jenes gesehen, wovon ich erzählen könnte.“

„Auf die Weise“, versetzte Warneck, „würden uns die vielen Reisebeschreibungen eben von jenen Gegenden gewiß nichts übriggelassen haben. Es sind die verschiedenartigen Ansichten und Empfindungen, die kleinen Unfälle und Begebenheiten der Reise, die eine Reiseerzählung aus dem hundertsten Munde so merkwürdig machen wie aus dem zweiten, und zudem in der Schweiz, wo die ergreifendsten Naturbilder so gemein wie das tägliche Brot sind; wer kann da glauben, alles gesehen zu haben? Gesezt, ich habe den Schaffhauser Wasserfall in der Sonne schimmern gesehen, Sie aber sahen ihn beim Sturm oder im Nebel, welches verschiedenartige und doch gleich wunderbare Schauspiel! Und von allen den herrlichen Schluchten und Höhlen habe ich nur wenig gesehen, da ich sehr zum Schwindel geneigt bin.“

„In den Höhlen bin ich tüchtig umhergestiegen“, sagte Karl.

„Es muß ein seltsam angenehmes Gefühl sein,“ fiel Louis Vendraet ein, „so in voller Lebenskraft unter der Erde zu wandeln, wie begraben in dem feuchten, modrichtigen Gesteine. Ich möchte es mitmachen.“

„Du bist mir der rechte Held,“ rief sein Bruder, „du willst halsbrechende Klettereien unternehmen und bist so schwindlig wie eine Eule; man muß dich wie eine Kuh am Stricke führen und nöthigenfalls über die Schulter hängen.“

„Was meinst du, Louis,“ lachte Warneck, „das würde doch unpoetisch aussehen, und zudem bedenke einmal die Höhlenfrauen und Bergmännchen und

Erdmännchen und die Gnomen, die den Leuten einen Buckel anzaubern. Ich fürchte, das würde keinen guten Effekt in deiner Figur machen."

Man lachte, Türk und Louis mit.

"Einmal", sagte Karl, "hätte ich doch beinahe geglaubt, ein Höhlengespenst zu sehen. Wir waren zu sechsen in eine Kluft am * * * gestiegen. Die beiden Niehls, die beiden Herdrings, Kolling und ich. Die übrigen hatten sich müde gelaufen und lagen in einer schäbigen Bergkneipe. Der Eingang war niedrig und schmal, und sehr hoher Schwarzwald machte ihn noch dunkler. Wir waren kaum einige Schritte gegangen, als wir in dichter Finsternis standen. Unser Führer wollte also die mitgebrachten Fackeln anzünden. Das zögerte etwas."

"Das war eine Unvorsichtigkeit von dem guten Mann," rief Klemens Bendraet dazwischen, "das hätte er vor der Höhle tun sollen."

Seine Mutter winkte ihm unwillig, und Karl fuhr fort: "Ich habe zu sagen vergessen, daß es etwas regnete; also, indem der Mann sich mit Feuerschlagen quält, höre ich, durch das Rufen meiner Begleiter, die den Schall versuchten, hindurch, etwas über den Boden rutschen, und plötzlich schlingt es sich mir um die Knie und grunzt und zupft mir an den Kleidern und sucht mich niederzureißen. Ich gestehe, daß ich zusammenschauderte. 'Guter Freund,' rief ich, 'macht, daß Ihr Licht bekommt! Hier ist etwas, aber ich will es halten.' Dabei griff ich nach nieder in einen struppigen Haarbusch oder Pelz, ich wußte nicht was. Da fing es an zu grunzen und um sich zu schlagen und

brummte: ‚Ich rufe den Apostel Petrus.‘ — ‚Wie, bist du da?‘ rief unser Führer; ‚seien Sie nicht furchtsam, meine Herren, das ist nur so ein armes Blut, der tut Ihnen nichts.‘

Indem brannte die Fackel an, und ich erblickte einen zerlumpten, abgezehrten Kerl von etwa vierzig Jahren, der vor mir auf den Knien lag und mich fest umklammert hatte. Ich hielt sein Haupt am Haar zurückgebogen, und das ockergelbe, entstellte Gesicht starrte mich grunzend an. Der Führer sagte: ‚Sei doch ruhig, Seppi, das sind ja die lieben Apostel‘; und hier zeigte er auf den jüngsten Herdring mit den langen Locken und sagte: ‚Sieh, das ist Maria Magdalena.‘

Der arme Kerl ließ mich gleich los und kroch bis in einen Winkel der Höhle, wo, wie wir nun sahen, etwas Stroh lag. Der Führer entschuldigte sich nachher, daß er uns nicht von diesem Wahnsinnigen gesagt. Er hielt sich für den Engel Gabriel und diese Höhle für das Grab Christi, das er bewache; er ließe niemand hinein als die Apostel und heiligen Frauen; dafür könnte sich aber jeder ausgeben. Er war krank gewesen, und unser Wirt hatte ihn noch nicht wieder in der Höhle geglaubt.“

„Der arme Kerl hatte eine höllisch langweilige Arbeit“, sagte Klemens.

„Dabei“, sagte Karl, „glaubte er als Engel nichts genießen zu dürfen als Kräuter und Früchte — anfangs roh — und was er im Gebirge fand. Nachher hatte man ihn unter dieser Rubrik an alle Arten von Gemüse und Obst gewöhnt, außer an Apfel, die er

für die Frucht vom Baume der Erkenntnis hielt, und Erbsen, warum diese nicht, kann ich nicht sagen.“

„Wahrscheinlich“, rief Klemens, „um der unschuldigen Erbsenläuse willen, die sich zuweilen drin finden.“

„Gingen Sie auch noch weiter in die Höhle?“ sagte Julie.

„Ja, Fräulein,“ versetzte Karl, „wir schämten uns umzukehren, was im Grund wohl jeder von uns lieber getan hätte, denn wir waren alle erschüttert von dem Anblick des Schrecklichsten, was die Natur hat. Aber wie denn, — ich weiß nicht, soll ich gottlob oder leider sagen —, wie sich denn solche traurige Eindrücke, die unser eigenes Schicksal nicht berühren, so leicht verwischen, so dachten wir in ein paar Tagen nicht ferner daran, als um den Frik Herdring, Maria Magdalena‘ zu nennen, und so blieb von der ganzen greulichen Geschichte nichts übrig als ein fader Scherz.“ Eine kurze Stille entstand.

Dann begann Warneck: „Der Wahnsinn ist eine Sache, worüber geistliche und weltliche Gesetze verbieten sollten, nicht gar zu scharf zu grübeln und untersuchen. Ich glaube, daß nichts leichter zur Freigeisterei führt.“

„Ich sollte eher meinen“, fiel Türk ein, „ins Tollhaus.“

Warneck versetzte: „Eins von beiden, und sehr leicht beides zugleich.“

Wieder eine Stille, dann sagte Warneck: „Ich habe in dieser Art auch manche greuliche Erfahrung gemacht; aber nichts ist mir lebhafter als das Bild

einer alten Frau in Westfalen, die ich in Begleitung eines düstern, grämlichen, schon nicht mehr jungen Mädchens an der Thür des Gasthofes fand, in dem ich wohnte. Die verkümmerte Physiognomie der Alten, irr, aber ohne eine Spur von Wildheit, machte mein Mitleid rege, und ich hielt mich einen Augenblick bei ihr auf. Sie benagte langsam eine harte, trockene Brotkruste; dann hielt sie wie erschrocken inne, steckte die Finger in den Mund und hielt die Trümmer eines ihr eben ausgefallenen Zahnes in ihrer Hand. Nun zog sie ein schmutziges Papier aus der Tasche, wickelte es auf und legte den Zahn zu einigen anderen alten Stücken von Zähnen. Das Mädchen sagte auf meine Nachfrage, die Base hebe alle ihre Zähne auf, wie sie ihr von nach und nach ausfielen, um — hier zog die Kreatur das Gesicht zum Lachen; mir wurde ganz schlimm dabei — nun also — um, wenn sie dereinst hinkäme, wo Heulen und Zähneklappern sei, sie doch auch nicht immer zu heulen brauche, sondern zuweilen zähneklappern könne. Mein Wirt sagte mir späterhin, sie sei immer eine sehr brave Frau gewesen, aber da ihr Mann, ein kleiner Krämer, einen einigermaßen verschuldeten Bankerott gemacht, und da einige dabei zu Schaden gekommene Familien sie in der ersten Wut mit Verwünschungen überhäuft, sei sie wahnsinnig geworden und meine nun, für den Bankerott verdammt zu sein. Nur im Frühling, wenn die Himmelschlüssel blühen, sei sie fröhlich und trage Tag und Nacht große Sträuße davon bei sich, weil sie meint, wenn sie in dieser Zeit stirbe, könne sie damit den Himmel aufschließen.

Wenn die Blumen anfangen abzunehmen, werde sie immer ängstlicher und suche zuletzt mit der größten Anstrengung nach den letzten Blumen; auch zuletzt, wo die Blüthenzeit schon vorüber. Nachher müsse sie immer lange liegen; so habe sie sich abgequält."

Warneck schwieg, und ein allgemeines Gespräch über Wahnsinn, menschliche Geisteskräfte und so weiter entstand und verlor sich bald in andere Gegenstände. —

Der Nachmittag verging unter Spaziergängen, Ballschlagen, Schaukeln und überhaupt dem unruhigsten Umhertreiben. Herr von Bendraet spielte Pikett mit Warneck, und Julie hegte sich mit Türck, der bald verliebt, bald gänzlich ermattet schien und in den kurzen Zwischenpausen vergebens mit Ledwina anzuknüpfen suchte.

Elise saß am Rahmen und zeigte ihr einen neuen Stich, den Ledwina sogleich versuchte.

„Fräulein Ledwina“, sagte Türck, „können doch alles nachmachen.“

„Und Herr von Türck“, versetzte Julie, „über alles etwas sagen, aber es steht ihm nicht so gut.“

Karl und Louis traten herein und fragten nach Klemens.

„Ich dachte, er sei bei Ihnen“, sagte Elise.

„Nicht doch,“ entgegnete Karl, „wir sprachen von den Kunstwerken Italiens. Da sagte er, wenn wir die schönen Künste vorreiten wollten, so gehe er zum Henker. Nachher kam er noch einmal wieder, brachte ein paar ausgefallene Gänsefedern und etwas Birkenrinde und bat, unseren schönen Gedanken die Ewig-

keit zu schenken. Gleich werde eine Hirtin vorüberwandeln, noch obendrein mit den Attributen der Künste und der Weisheit, wir möchten nur gut aufpassen, er wolle indessen mit den Schnitterinnen dort auf dem Felde idyllisieren. Darauf lief er fort."

"Und ein altes, schmutziges Bauernweib schleppte ihren Milcheimer vorüber," sagte Louis lachend, "der Henker weiß, wie sie aussah. Sie hatte ihren Rock wohl mit zwanzig Lappen von verschiedenen Farben dekoriert. Unter den Attributen verstand er wahrscheinlich einen alten verdorrten Gänseflügel, den sie draußen irgendwo aufgelesen hatte."

"So ist er wohl jetzt auf dem Felde", sagte Therese.

"Ich habe von der Mauer das ganze Feld übersehen und kann ihn nicht bemerken."

Das Pikettspiel war geendigt; Bendraet hatte verloren und stand misshütig auf. Da trat Klemens herein, die blonden Locken verwirrt um das glühende Gesicht.

"Maria Magdalena, wo bist du so lange gewesen?" fragte Julie.

"In meinem Rocke", antwortete er.

"Aber, mein Gott, wie ist dir, hast du Lust zu lachen oder zu weinen?"

"Ich habe Lust, dir die Haut über die Ohren zu ziehn", versetzte er noch halb unwirsch und brach nun je mehr und mehr in ein unaufhaltsames Gelächter aus. Er rettete sich in das Fenster zu den übrigen jungen Leuten und redete leise und lebhaft zu ihnen. Die lustige Stimmung nahm auch dort überhand, und man sah, daß er geneckt wurde. Die Schloßuhr schlug

fünf. Warnock wollte Abschied nehmen und nach Schnellendorf zurückkehren, aber Frau von Bendraht bat ihn, zuvor mit ihnen zu Abend zu essen.

„Wenn Sie nicht zu Nacht bleiben“, versetzte er.

„Es ist doch nur ein halbes Stündchen von Lünden bis Schnellendorf, und der Mond scheint ja hell.“

„Sie müssen uns auch noch allerlei erzählen von Ihrer Reise“, fiel Elise ein.

„Ach, das meiste wissen Sie“, versetzte Warnock.

„Doch“, setzte er lachend hinzu, „die merkwürdigste, mir auf meinen Reisen vorgekommene, Erscheinung habe ich noch nicht erwähnt. Ich habe sie in den südlichsten Gegenden Frankreichs beobachtet, wo sie sich noch seltsamer ausnahm, wie wenn es sich hier fände.“

„Nun?“ sagte Julie.

Warnock stockte lächelnd ein Weilchen, dann sagte er: „Eine Frau, die ihrem Manne nie widersprochen hat.“

„Führen Sie die Leute nicht an“, sagte Julie getäuscht lachend, und Türk rief: „Hören Sie wohl, Warnock? Fräulein Julie hält Ihre Seltenheit für erdichtet.“

„Ich glaube es auch nicht“, sagte Klemens, „oder hatte ihr der Mann einen Maulkorb angehängt?“

„Nicht viel besser“, sagte Warnock, „sie war taubstumm, und zwar von ihrer Geburt an.“

„Und doch verheiratet!“ sprach Therese.

„Das, mein Fräulein“, versetzte Warnock, „ist eigentlich das Merkwürdige und zugleich Abscheuliche an der Sache. Sie war nicht viel besser als ein Tier, aber sie hatte ein paar hundert Gulden.“

„Das ist ganz recht,“ rief Klemens, „es ist unmöglich, sich eine bequemere Frau zu denken.“

„Klemens, Klemens,“ sagte Frau von Bendraet, „wie redest du wieder in den Tag hinein!“

„Er hat sich nur verredet, gnädige Frau,“ entgegnete Warneck, „sehen Sie nur, wie rot er wird.“

Dabei legte er seine Hand an die Wange des jungen Bendraet. Klemens schlug ihm halb verlegen, halb scherzend auf die Finger.

„Übrigens“, hub Karl an, „gibt es in hiesiger Gegend in allem Ernste eine Bäurin, die aus Vorsatz, um mit ihrem Manne in Frieden zu leben, vierzehn Jahre lang keine Silbe geredet hat.“

„Das ist richtig,“ sprach Frau von Brenckfeld; „wir kennen diese Frau sehr wohl. Sie hatte lange und viel durch den zänkischen Geist ihres Mannes gelitten. Auf einmal hört sie auf zu reden; man hält sie erst für aufgebracht, dann für wahnsinnig, dann für stumm. So währt es vierzehn Jahre. Der Mann stirbt. Auf seinen Begräbnistage fängt sie wieder an zu reden und versichert, es werde sie noch in ihrer Todesstunde trösten, ihren Vorsatz durchgehalten zu haben. Sie könne nun ohne Unruhe und Neue an ihren seligen Mann denken; denn seit vierzehn Jahren sei keine Uneinigkeit zwischen ihnen gewesen.“

„Das ist viel“, sagte Warneck.

„Lebt die Frau noch?“ fragte Louis.

„Jawohl,“ entgegnete Frau von Brenckfeld, „nahe bei Endorf in dem kleinen roten Häuschen an der Heerstraße.“

„Die Frau kenne ich wohl“, sagte Klemens.

„Ich nicht,“ versetzte Louis, „aber ich möchte sie wohl kennen.“

Klemens beugte sich zu ihm und sagte halb leise: „Strapazier’ dich nicht, mein Söhnchen, es ist eine alte Hexe, und an eine hübsche Tochter ist auch gar nicht zu denken.“

„Geh!“ sagte Louis.

Warneck lachte und drohte ihm mit dem Finger.

„Nun, was ist es denn weiter?“ sagte Klemens laut, „ich sagte eben, die Frau hat keine Kinder; aber so ein Duzend Schreihälse würden ihr die Worte schon von der Zunge gebracht haben.“

Warneck versetzte neckend: „Es kam mir beinahe vor, als hätte, was du sagtest, anders geklungen; aber ich will dich nicht noch röter machen; du blühst doch schon wie eine Rose.“

„Beinahe, als wenn man ihn zu Claudinens Füßen ertappte“, rief Julie.

„Hm,“ brummte Klemens halb leise vor sich hin, „die Blankenau gefällt mir in kurzem vielleicht besser als die Triest. Man wird des ewigen Silbenstechens doch endlich hundmüde.“

„Vorzüglich,“ versetzte Julie, „wenn ein bißchen Handwerksneid dazu kommt.“

„Ich merke wohl,“ rief Klemens, „du arbeitest darauf hin, daß ich wieder necken soll, aber ich wüßte wahrhaftig nicht, womit, ich müßte denn deine unglückliche Liebe zu dem Wohlgeflickten ans Licht ziehen.“

„Darüber brauchst du nichts zu sagen,“ entgegnete Julie lachend; „hätte der arme Schelm besser zu

leben, so würde er gewiß die alten Röcke nicht so lange flicken lassen."

„Es ist Schande genug, daß die Kunst so nach Brot gehen muß“, rief Louis dazwischen.

„Und eigentlich“, sagte Julie, „ist er Louis' Ideal und nicht das meinige.“

„Ideal will viel sagen,“ antwortete Louis, „ich kann, gottlob, noch höher hinauf denken, aber daß ich Anteil an dem Wengenbergs nehme, das finde ich sehr natürlich und nur wunderbar, daß ich der einzige in unserem Hause bin; die Musik ist doch sonst eine Sprache, die sogar Kinder und Wilde verstehen.“

„Für welches von beiden hältst du mich denn?“ fragte Julie. Louis neigte zu ihr und sagte leise: „Für ein Kind und wild dazu.“

Julie sprang rasch auf und griff ihn mit großer Schnelligkeit an. Louis wollte sich verteidigen, aber die Schläge fielen wie Schneeflocken auf Wangen und Schultern und Rücken, daß Louis, den Kopf zwischen die Schultern gedrückt, bald diesen, bald jenen der Gesellschaft vergebens vorschob und nur endlich am Sofa neben den Frauen Ruhe fand. Dabei rief sie: „Nach Erlenburg solltest du ziehen, dahin gehörst du, du Troubadour, du Mondhase!“ Der kleine Krieg war geendigt. Louis schöpfte Atem. Julie sah auf ihre rotgewordenen Händchen und trat vor den Baron Warneck.

„Seien Sie nicht böse, ich habe Sie tüchtig gestoßen. Warum machen Sie sich zur Mauer? Die muß nieder, wenn der Feind dahinter steckt.“

Warneck sah in das zarte, glühende Antlitz, und

eine leise Bewegung zuckte über sein Gesicht. Er senkte seine scharfen Blicke in ihre Augen und sagte: „Sollte Fräulein Julie sich selbst so wenig kennen!“

Dann wandte er sich rasch zu den übrigen.

Der Wagen fuhr vor, und die schönen reichgezümmten Reitpferde scharrten ungeduldig auf dem Pflaster. Die Reiter ließen sie die schönste Fensterparade machen, und der Besuch war zu Ende.

*

„Der Klemens kann doch seine eigene Schande nicht verschweigen“, hub Karl an zu seinen Schwestern, indem sie dem Zuge durch die Scheiben nachblickten. „Wißt ihr, was das Necken mit seiner Nöte bedeutet? Er hat sich auf dem Felde von einem hübschen Bauernmädchen eine tüchtige Maulschelle geholt, und wie er es recht betrachtet, da wird es ihm so lächerlich, daß er es nicht verschweigen kann. So macht er es immer. Er ist eigentlich nicht schlimmer als andere Leute, aber er sagt immer alles Üble, was er von sich selber weiß, und noch einiges andere dazu, woran er nicht denkt.“

„Mir ist er sehr fatal“, versetzte Theresse.

Die Mutter saß indes an dem andern Fenster und dachte an die arme, gedrückte Nachbarin, Mutter und Gattin und doch verwaist, und sah sie im Geiste schleichen, alt und verkümmert, in dem dürren, rasselnden Laube ihrer liebsten, letzten Hoffnungen. Sie dachte an ihre eigenen Kinder, an ihre Zucht, ihren Gehorsam, ihre kindliche Sorgfalt, und ihr Herz ward vor Nührung durch und durch weich in Wehmut und

Neue. Sie nahm ein Gebetbuch aus der Lade des Fisches und ging hinaus in ihre Kammer.

Karl unterhielt indessen Therese von dem Zustande des Patienten, der ihm sehr beruhigend schien. Der Kranke war völlig bei Sinnen und hatte mehrere Stunden sehr fest geschlummert. „Ich bitte dich,“ sagte Therese, „nimm dich seiner doch recht an; wir können es nicht.“

Karl entgegnete noch manches, und Therese wurde zerstreut; denn sie hatte Ledwinen soeben über den Vorhof in den Garten wandeln sehen, und ihr langsamer, matter Gang, die feine, sanft gebeugte Gestalt, der wie dem blühenden Schneeballe das farblose, reich umflochtene Haupt zu schwer zu werden schien, hatte sich mit wehmütiger Angst auf ihr Herz gelegt. Karl sagte eben: „Ich will wieder hinauf zu dem Kranken gehen.“

„Das tu“, versetzte sie rasch und schritt dann gedankenvoll und unruhig hinaus in den weiten, schön angelegten Garten des Schlosses. Sie sah Ledwinen von ferne, wie sie am Rande des Parkes unter der alten Linde saß, die Arme übereinander auf den steinernen Tisch gelegt und das Gesicht fest darauf gedrückt. Da fiel ihr ein, wie sie den Grafen Hollberg am Morgen in ähnlicher Lage gesehen, bleich in der Ohnmacht, und alles, was Karl über seine Krankheit gesagt, und sie erschrak vor der Ähnlichkeit; denn wie hätte sie sich je bei Ledwina das eingestehen sollen, was sie bei dem Grafen sogleich als unleugbar anerkannte! Es ist ja ein schönes Wahrzeichen liebender Herzen, so, wie ohne Not für das Geliebte zu

sorgen, so auch mit glühender, herzerreißender Blindheit die Hoffnung zu umklammern, wenn sie für einen jeden anderen längst dahin ist. Eine Stimmung der Angst überfiel sie, in der sie nicht vor Ledwina treten mochte. Sie wollte sich eben umwenden, als die Schwester aufsaß und nach ihr hinüberwinkte. Sie suchte sich nun zu ermannen, nahte sich der Leidenden und saß nieder neben ihr. Ledwina sah auf und sagte ganz matt: „Mein Gott, wenn Lünden so nah wäre wie Erlenburg!“

„Es ist aber, gottlob,“ versetzte Therese, „mehr als noch einmal so weit bis dahin; wir haben doch jetzt gewiß für ein paar Monate Ruh.“ — „Zum Beispiel der Klemens,“ sagte Ledwina, „und ich glaube wahrlich, die Adolfsine Dobronn könnte ihn nehmen.“

— „Oh, unzweifelhaft“, entgegnete Therese. Ledwina sagte: „Und die Linchen Blankenau vielleicht auch.“

„Mein Gott, wenn ich des Menschen Frau werden müßte, ich könnte unmöglich lange leben.“

Sie lehnte das Haupt, wie ermüdet von dem Gedanken, an Theresens Schulter und fuhr fort: „Nein, sterben würde ich wohl vielleicht nicht, aber verkrüppeln an jeder Kraft des Geistes, alle Gedanken verlieren, die mir lieb sind; halb wahnsinnig, eigentlich stumpfsinnig würde ich werden.“ Sie sann ein Weilchen; dann sagte sie: „Überhaupt, Therese, ich bin so ungenügsam und habe so wenig Sinn für fremde Ansichten; das ist einer meiner größten Fehler. Gott weiß, welche Schule mir hierin vielleicht noch vorbehalten ist. Ich gestehe, daß ich mich sehr vor einer Schwägerin fürchte. Vielleicht wird sie kein Herz für mich haben.“

Dann sagte sie mit einem raschen Blicke in den matten Augen: „Mein, so ist es nicht, aber ich fürchte, ich habe keines für sie. Es wird wie eine Mauer zwischen uns stehen, daß sie mir die Mutter und dich ersetzen soll und nicht kann; denn du bist dann längst fort und glücklich.“

Therese legte sanft ihren Arm um die seltsam Bewegte und ward selbst trüber.

„Liebe Ledwina, verkümmere dir doch dein Leben nicht mit der Zukunft; sie kommt von selbst, ohne daß wir sie in Angst und Sorgen herbeischleppen.“

„Eben darum“, antwortete Ledwina lebhaft, „müssen wir uns im voraus mit dem Gedanken vertrauen, damit es nachher nicht zu schwer fällt. Weißt du wohl, daß es sündlich ist, aus eigener Schuld einem Geschicke unterliegen, das so allgemein getragen wird? Aber“, fuhr sie dann langsamer fort, „wenn ich mir das so denke, daß eine andere hier regiert an der Mutter Stelle und in dem Bette schläft, vor dem wir so oft gestanden und ihr eine gute Nacht gewünscht...“

Sie wandte sich unruhig nach allen Seiten umher.

„So wird es aber gar nicht kommen,“ sagte Therese, „die Mutter wird wahrscheinlich hier bleiben. Karl ist ja so vernünftig; seine Wahl wird nicht leicht so schlimm ausfallen, daß die Mutter fortziehen müßte.“

„Aber wenn die Mutter nun tot ist?“ versetzte Ledwina.

„Die Mutter“, sagte Therese wehmütig, „kann, gottlob, wohl länger leben wie wir.“

„Aber die Zeit kommt doch endlich“, unterbrach sie

Ledwina. Dann legte sie sanft ihren Arm um Theresens Nacken und fuhr, noch an ihre Schulter gelehnt, leise und bekümmert fort: „Oh, Therese, auf unserem Boden stehen so viele alte Bilder aus der Familie, aber wir wissen doch fast von keinem recht, wen es vorstellt, und es sind doch alle unsere Voreltern und haben hier gewohnt, Gott weiß, in welchen Zimmern, und haben Geschwister und Kinder gehabt, die diese Bilder mit Freude und Verehrung betrachteten und vielleicht späterhin mit der teuersten, rührendsten Erinnerung, und nun? Wie sehen sie aus! Der alten Frau, du weißt wohl, mit der schwarzen Kappe, sind jetzt auch die Nase und die Augen ausgestoßen. Das ist gewiß absichtlich geschehen, weil sie eigentlich so häßlich aussieht —.“ Sie fuhr tief atmend fort: „Die Vergangenheit, die liebsten, teuersten Überbleibsel werden endlich mit Füßen getreten. Denk', wenn Mutter ihr Bild —“

Sie fing heftig an zu weinen und klammerte sich fest um ihre Schwester. Therese mußte sich gewaltsam innehalten; denn alle Fasern ihres Herzens schmerzten, aber sie hielt sich fest und sagte: „Ledwina, sei ruhig, schade dir nicht selber. Warum suchst du gewaltsam Gegenstände auf, die dich erschüttern und krank machen müssen? Nun bitte ich dich, wenn du mich lieb hast, so nimm dich zusammen und sprich und denk' etwas anderes.“

Beide schwiegen. Ledwina stand auf und wandelte ein paarmal den Garten auf und nieder. Dann setzte sie sich wieder zu Therese, die über allerlei Dinge zu reden begann. Sie antwortete so, daß Therese sowohl

ihren guten Willen als seine gänzliche Schwäche sehen mußte. Die Sonne begann sich zu neigen, und ihre milden Lichter tanzten durch die Zweige der Linde auf den Gewändern der Mädchen und Ledwinens leise bebendem Anflitz.

„Wie schön der Abend wird!“ sagte Therese.

„Gestern um diese Stunde lebte der arme Klemens noch“, seufzte Ledwina.

„Suchst du wieder das Trübe?“ sagte Therese sanft.

„Ist denn“, versetzte Ledwina beklemmt, „ein Tag Andenken zu viel für seiner Mutter einzigsten Trost? Hör' mich an!“

Nun erzählte sie, wie sie an dem Flusse gewandelt, immer hinauf, kämpfend mit greulichen, sinnlosen Bildern, wie sie sich fast besiegt und umkehren wollen, nur noch diese eine Bucht vorüber, — und ein matter, flimmernder Schein sah durch dichte Brombeerranken aus dem Gewässer zu ihr herüber. Heimlich schauernd nannte sie es den Widerschein der Sonne. Da wehten leichte Wolken herauf, das Sonnengold schwand vom Strome, und heller flammte das heimliche Licht durch die dunklen Blätter.

„Begreifst du wohl, Therese,“ sagte sie, „daß ich an die Sagen dachte von Lichtern, die über den Versunkenen wachen? Indes ergab ich mich nicht und schritt rasch darauf zu; da flammte es hoch auf und schwand, und wie ich an das Gestrüppe trat, da war es die Laterne des armen Klemens, die, ausgebrannt und in die Ranken verschlungen, auf dem Wasser schwankte. Ich kniete an das Ufer und löste sie aus den Dornen, aber wie ich sie so kalt und naß und er-

loschen in der Hand hielt, da war es mir, als sei sie ein toter, erstarrter Teil des Verlorenen. Ich habe sie am Ufer stehenlassen."

Sie drückte sich leise schauernd an Theresen.

„Aber was ist denn das?“ sagte sie und deutete auf den Boden.

„Was meinst du?“ versetzte Therese.

„Mich dünkt, ich sehe mehr als die Schatten der Bäume.“

„Auch die unsrigen“, sagte Therese. — „Es wird nichts sein; hör' zu, und wie ich zurückgehe und an das Sandloch komme, da sehe ich von weitem die alte Liesbeth aus ihrem Hause gehen. Oh, Therese, sie ist so klein geworden, ich hätte sie fast nicht erkannt. Sie ging lange vor mir, ohne mich zu sehen, sondern immer starr in das Wasser. Du weißt, sie ist immer so ordentlich. O Gott, sie sah so verstört aus. Die Hälfte ihrer grauen Haare hing unter der Mütze hervor. Ich konnte es nicht mehr aushalten und ging vorüber. Da schlug es Mittag im Dorfe, und die Betglocke begann zu läuten. Ich sagte im Vorübergehen: ‚Gelobt sei Jesus Christus!‘ Sie sah nicht auf, sondern schloß die Hände zusammen und sagte: ‚In alle Ewigkeit, in alle Ewigkeit, Amen‘, laut und oft nacheinander. Ich hörte es noch, wie ich schon eine Strecke von ihr war.“

„Gott wird sie trösten“, sagte Therese und sah bewegt vor sich nieder. Da war es ihr selber, als sähe sie durch den Schlagschatten der Bäume noch eine andere Gestalt lauschen. Sie sah rasch um sich, aber es war nichts.

„Es wird zu kühl für dich, Ledwina“, sagte sie aufstehend, und die von heimlichen Fieberschauern Durchbebtete folgte ihr willig. Auf dem Hofe begegnete ihnen Karl. Therese ließ die Schwester vorangehen und theilte ihm ihre Bemerkung mit. Er schritt sogleich in den Garten, dann eilte sie der trauernd Wandelnden nach.

Die Judenbuche

Ein Sittengemälde aus

dem gebirgichten

Westfalen

★

Wo ist die Hand so zart, daß ohne Irren
Sie sondern mag beschränkten Hirnes Wirren,
So fest, daß ohne Zittern sie den Stein
Mag schleudern auf ein arm verkümmert Sein?
Wer wagt es, eitlen Blutes Drang zu messen,
Zu wägen jedes Wort, das unvergessen
In junge Brust die zähen Wurzeln trieb,
Des Vorurteils geheimen Seelendieb?
Du Glücklicher, geboren und gehegt
Im lichten Raum, von frommer Hand gepflegt,
Leg' hin die Wagschal', nimmer dir erlaubt!
Laß ruhn den Stein — er trifft dein eignes Haupt! —

Friedrich Mergel, geboren 1738, war der einzige Sohn eines sogenannten Halbmeiers oder Grundeigentümers geringerer Klasse im Dorfe B., das, so schlecht gebaut und rauchig es sein mag, doch das Auge jedes Reisenden fesselt durch die überaus malerische Schönheit seiner Lage in der grünen Waldschlucht eines bedeutenden und geschichtlich merkwürdigen Gebirges. Das Ländchen, dem es angehörte, war damals einer jener abgeschlossenen Erdwinkel ohne Fabriken und Handel, ohne Heerstraßen, wo noch ein fremdes Gesicht Aufsehen erregte und eine Reise von dreißig Meilen selbst den Vornehmeren zum Ulysses seiner Gegend machte — kurz, ein Fleck, wie es deren sonst so viele in Deutschland gab, mit all den Mängeln und Tugenden, all der Originalität und Beschränktheit, wie sie nur in solchen Zuständen gedeihen. Unter höchst einfachen und häufig unzulänglichen Gesetzen waren die Begriffe der Einwohner von Recht und Unrecht einigermaßen in Verwirrung geraten, oder vielmehr, es hatte sich neben dem gesetzlichen ein zweites Recht gebildet, ein Recht der öffentlichen Meinung, der Gewohnheit und der durch Vernachlässigung entstandenen Verjährung. Die Guts-

besitzer, denen die niedere Gerichtsbarkeit zustand, strafen und belohnen nach ihrer, in den meisten Fällen redlichen Einsicht; der Untergebene that, was ihm ausführbar und mit einem etwas weiten Gewissen verträglich schien, und nur dem Verlierenden fiel es zuweilen ein, in alten staubigten Urkunden nachzuschlagen. — Es ist schwer, jene Zeit unparteiisch ins Auge zu fassen; sie ist seit ihrem Verschwinden entweder hochmütig getadelt oder albern gelobt worden, da den, der sie erlebte, zu viel teure Erinnerungen blenden und der Spätergeborene sie nicht begreift. Soviel darf man indessen behaupten, daß die Form schwächer, der Kern fester, Vergehen häufiger, Gewissenlosigkeit seltener waren. Denn wer nach seiner Überzeugung handelt, und sei sie noch so mangelhaft, kann nie ganz zugrunde gehen, wogegen nichts seelentötender wirkt, als gegen das innere Rechtsgefühl das äußere Recht in Anspruch nehmen.

Ein Menschenschlag, unruhiger und unternehmender als alle seine Nachbarn, ließ in dem kleinen Staate, von dem wir reden, manches weit greller hervortreten, als anderswo unter gleichen Umständen. Holz- und Jagdfrevel waren an der Tagesordnung, und bei den häufig vorkommenden Schlägereien hatte sich jeder selbst seines zerschlagenen Kopfes zu trösten. Da jedoch große und ergiebige Waldungen den Hauptreichtum des Landes ausmachten, ward allerdings scharf über die Forsten gewacht, aber weniger auf gesetzlichem Wege, als in stets erneuten Versuchen, Gewalt und List mit gleichen Waffen zu überbieten.

Das Dorf B. galt für die hochmütigste, schlaueste

und kühnste Gemeinde des ganzen Fürstentums. Seine Lage inmitten tiefer und stolzer Waldeinsamkeit mochte schon früh den angeborenen Starrsinn der Gemüther nähren; die Nähe eines Flusses, der in die See mündete und bedeckte Fahrzeuge trug, groß genug, um Schiffbauholz bequem und sicher außer Land zu führen, trug sehr dazu bei, die natürliche Kühnheit der Holzfrevler zu ermutigen, und der Umstand, daß alles umher von Förstern wimmelte, konnte hier nur aufregend wirken, da bei den häufig vorkommenden Scharmüßeln der Vorteil meist auf seiten der Bauern blieb. Dreißig, vierzig Wagen zogen zugleich aus in den schönen Mondnächten mit ungefähr doppelt so viel Mannschaft jedes Alters, vom halbwüchsigem Knaben bis zum siebzehnjährigen Ortsvorsteher, der als erfahrener Leitbock den Zug mit gleich stolzem Bewußtsein anführte, als er seinen Sitz in der Gerichtsstube einnahm. Die Zurückgebliebenen horchten sorglos dem allmählichen Verhalten des Knarrens und Stoßens der Räder in den Hohlwegen und schlossen sacht weiter. Ein gelegentlicher Schuß, ein schwacher Schrei ließen wohl einmal eine junge Frau oder Braut auffahren; kein anderer achtete darauf. Beim ersten Morgengraue kehrte der Zug ebenso schweigend heim, die Gesichter glühend wie Erz, hier und dort einer mit verbundenem Kopf, was weiter nicht in Betracht kam, und nach ein paar Stunden war die Umgegend voll von dem Mißgeschick eines oder mehrerer Forstbeamten, die aus dem Walde getragen wurden, zerschlagen, mit Schnupftabak geblendet und für einige Zeit unfähig, ihrem Berufe nachzukommen.

In diesen Umgebungen war Friedrich Mergel geboren, in einem Hause, das durch die stolze Zugabe eines Rauchfangs und minder kleiner Glasscheiben die Ansprüche seines Erbauers sowie durch seine gegenwärtige Verkommenheit die kümmerlichen Umstände des jetzigen Besitzers bezeugte. Das frühere Geländer um Hof und Garten war einem vernachlässigten Zaune gewichen, das Dach schadhast, fremdes Vieh weidete auf den Tristen, fremdes Korn wuchs auf dem Acker zunächst am Hofe, und der Garten enthielt, außer ein paar holzichten Rosenstöcken aus besserer Zeit, mehr Unkraut als Kraut. Freilich hatten Unglücksfälle manches hiervon herbeigeführt; doch war auch viel Unordnung und böse Wirtschaft im Spiel. Friedrichs Vater, der alte Hermann Mergel, war in seinem Junggesellenstande ein sogenannter ordentlicher Säufer, das heißt einer, der nur an Sonn- und Festtagen in der Rinne lag und die Woche hindurch so manierlich war wie ein anderer. So war denn auch seine Bewerbung um ein recht hübsches und wohlhabendes Mädchen ihm nicht erschwert. Auf der Hochzeit ging's lustig zu. Mergel war gar nicht zu arg betrunken, und die Eltern der Braut gingen abends vergnügt heim; aber am nächsten Sonntage sah man die junge Frau schreiend und blutrünstig durchs Dorf zu den Ihrigen rennen, alle ihre guten Kleider und neues Hausgerät im Stich lassend. Das war freilich ein großer Skandal und Ärger für Mergel, der allerdings Trostes bedurfte. So war denn auch am Nachmittage keine Scheibe an seinem Hause mehr ganz, und man sah ihn noch

bis spät in die Nacht vor der Türschwelle liegen, einen abgebrochenen Flaschenhals von Zeit zu Zeit zum Munde führend und sich Gesicht und Hände jämmerlich zerschneidend. Die junge Frau blieb bei ihren Eltern, wo sie bald verkümmerte und starb. Ob nun den Mergel Reue quälte oder Scham, genug, er schien der Trostmittel immer bedürftiger und fing bald an, den gänzlich verkommenen Subjekten zugezählt zu werden.

Die Wirtschaft verfiel; fremde Mägde brachten Schimpf und Schaden; so verging Jahr auf Jahr. Mergel war und blieb ein verlegener und zuletzt ziemlich armseliger Witwer, bis er mit einem Male wieder als Bräutigam auftrat. War die Sache an und für sich unerwartet, so trug die Persönlichkeit der Braut noch dazu bei, die Verwunderung zu erhöhen. Margaret Semmler war eine brave, anständige Person, so in den Vierzigen, in ihrer Jugend eine Dorfschönheit und noch jetzt als sehr klug und wirklich geachtet, dabei nicht unvermögend; und so mußte es jedem unbegreiflich sein, was sie zu diesem Schritte getrieben. Wir glauben den Grund eben in dieser ihrer selbstbewußten Vollkommenheit zu finden. Am Abend vor der Hochzeit soll sie gesagt haben: „Eine Frau, die von ihrem Manne übel behandelt wird, ist dumm oder taugt nicht: wenn's mir schlecht geht, so sagt, es liege an mir.“ Der Erfolg zeigte leider, daß sie ihre Kräfte überschätzt hatte. Anfangs imponierte sie ihrem Manne; er kam nicht nach Haus oder kroch in die Scheune, wenn er sich übernommen hatte; aber das Joch war zu drückend, um lange getragen zu wer-

den, und bald sah man ihn oft genug quer über die Gasse ins Haus taumeln, hörte drinnen sein wüstes Lärmen und sah Margaret eilends Thür und Fenster schließen. An einem solchen Tage — keinem Sonntage mehr — sah man sie abends aus dem Hause stürzen, ohne Haube und Halstuch, das Haar wild um den Kopf hängend, sich im Garten neben ein Krautbeet niederwerfen und die Erde mit den Händen aufwühlen, dann ängstlich um sich schauen, rasch ein Bündel Kräuter brechen und damit langsam wieder dem Hause zugehen, aber nicht hinein, sondern in die Scheune. Es hieß, an diesem Tage habe Mergel zuerst Hand an sie gelegt, obwohl das Bekenntnis nie über ihre Lippen kam.

Das zweite Jahr dieser unglücklichen Ehe ward mit einem Sohne, man kann nicht sagen erfreut; denn Margret soll sehr geweint haben, als man ihr das Kind reichte. Dennoch, obwohl unter einem Herzen voll Gram getragen, war Friedrich ein gesundes hübsches Kind, das in der frischen Luft kräftig gedieh. Der Vater hatte ihn sehr lieb, kam nie nach Hause, ohne ihm ein Stückchen Wecken oder dergleichen mitzubringen, und man meinte sogar, er sei seit der Geburt des Knaben ordentlicher geworden; wenigstens ward das Lärmen im Hause geringer.

Friedrich stand in seinem neunten Jahre. Es war um das Fest der heiligen drei Könige, eine harte, stürmische Winternacht. Hermann war zu einer Hochzeit gegangen und hatte sich schon beizeiten auf den Weg gemacht, da das Brauthaus dreiviertel Meilen entfernt lag. Obgleich er versprochen hatte, abends

wiederzukommen, rechnete Frau Mergel doch um so weniger darauf, da sich nach Sonnenuntergang dichtes Schneegestöber eingestellt hatte. Gegen zehn Uhr schürte sie die Asche am Herde zusammen und machte sich zum Schlafengehen bereit. Friedrich stand neben ihr, schon halb entkleidet, und horchte auf das Geheul des Windes und das Klappen der Bodenfenster.

„Mutter, kommt der Vater heute nicht?“ fragte er. — „Nein, Kind, morgen.“ — „Aber warum nicht, Mutter? Er hat's doch versprochen.“ — „Ach, Gott, wenn der alles hielte, was er verspricht! Mach, mach voran, daß du fertig wirst.“

Sie hatten sich kaum niedergelegt, so erhob sich eine Windsbraut, als ob sie das Haus mitnehmen wollte. Die Bettstatt bebte, und im Schornstein rasselte es wie ein Kobold. — „Mutter — es pocht draußen!“ — „Still, Frißchen, das ist das lockere Brett im Giebel, das der Wind jagt.“ — „Nein, Mutter, an der Thür!“ — „Sie schließt nicht; die Klinke ist zerbrochen. Gott, schlaf doch! bring' mich nicht um das armselige bißchen Nachtruhe.“ — „Aber wenn nun der Vater kommt?“ — Die Mutter drehte sich heftig im Bett um. — „Den hält der Teufel fest genug!“ — „Wo ist der Teufel, Mutter?“ — „Wart, du Unrast! Er steht vor der Thür und will dich holen, wenn du nicht ruhig bist!“

Friedrich ward still; er horchte noch ein Weilchen und schlief dann ein. Nach einigen Stunden erwachte er. Der Wind hatte sich gewendet und zischte jetzt wie eine Schlange durch die Fensterritze an seinem Ohr. Seine Schulter war erstarrt; er kroch tief unters

Deckbett und lag aus Furcht ganz still. Nach einer Weile bemerkte er, daß die Mutter auch nicht schlief. Er hörte sie weinen und mitunter: „Begrüßt seist du, Maria!“ und „Bitte für uns arme Sünder!“ Die Kügelchen des Rosenkranzes glitten an seinem Gesicht hin. — Ein unwillkürlicher Seufzer entfuhr ihm. — „Friedrich, bist du wach?“ — „Ja, Mutter.“ — „Kind, bete ein wenig — du kannst ja schon das halbe Vaterunser — daß Gott uns bewahre vor Wassers- und Feuersnot.“

Friedrich dachte an den Teufel, wie der wohl aussehen möge. Das mannigfache Geräusch und Getöse im Haus kam ihm wunderbar vor. Er meinte, es müsse etwas Lebendiges drinnen sein und draußen auch. „Hör', Mutter, gewiß, da sind Leute, die pochen.“ — „Ach nein, Kind; aber es ist kein altes Brett im Hause, das nicht klappert.“ — „Hör', hörst du nicht? Es ruft! Hör' doch!“

Die Mutter richtete sich auf; das Toben des Sturmes ließ einen Augenblick nach. Man hörte deutlich an den Fensterläden pochen und mehrere Stimmen: „Margret! Frau Margret, heda, aufgemacht!“ — Margret stieß einen heftigen Laut aus! „Da bringen sie mir das Schwein wieder!“

Der Rosenkranz fiel klappernd auf den Brettstuhl, die Kleider wurden herbeigerissen. Sie fuhr zum Herde, und bald darauf hörte Friedrich sie mit trozigen Schritten über die Tenne gehen. Margret kam gar nicht wieder; aber in der Küche war viel Gemurmel und fremde Stimmen. Zweimal kam ein fremder Mann in die Kammer und schien ängstlich

etwas zu suchen. Mit einem Male ward eine Lampe hereingebracht; zwei Männer führten die Mutter. Sie war weiß wie Kreide und hatte die Augen geschlossen. Friedrich meinte, sie sei tot; er erhob ein fürchterliches Geschrei, worauf ihm jemand eine Ohrfeige gab, was ihn zur Ruhe brachte, und nun begriff er nach und nach aus den Reden der Umstehenden, daß der Vater vom Ohm Franz Semmler und dem Hülsmeier tot im Holze gefunden sei und jetzt in der Küche liege.

Sobald Margret wieder zur Besinnung kam, suchte sie die fremden Leute loszuwerden. Der Bruder blieb bei ihr, und Friedrich, dem bei strenger Strafe im Bett zu bleiben geboten war, hörte die ganze Nacht hindurch das Feuer in der Küche knistern und ein Geräusch wie von Hin- und Herrutschen und Bürsten. Gesprochen ward wenig und leise, aber zuweilen drangen Seufzer herüber, die dem Knaben, so jung er war, durch Mark und Bein gingen. Einmal verstand er, daß der Oheim sagte: „Margret, zieh dir das nicht zu Gemüt; wir wollen jeder drei Messen lesen lassen, und um Ostern gehen wir zusammen eine Bittfahrt zur Mutter Gottes von Werl.“

Als nach zwei Tagen die Leiche fortgetragen wurde, saß Margret am Herde, das Gesicht mit der Schürze verhüllend. Nach einigen Minuten, als alles still geworden war, sagte sie in sich hinein: „Zehn Jahre, zehn Kreuze. Wir haben sie doch zusammen getragen, und jetzt bin ich allein!“ Dann lauter: „Frischen, komm her!“ — Friedrich kam scheu heran; die Mutter war ihm ganz unheimlich geworden mit den schwar-

zen Bändern und den verstörten Zügen. „Frischen,“ sagte sie, „willst du jetzt auch fromm sein, daß ich Freude an dir habe, oder willst du unartig sein und lügen, oder saufen und stehlen?“ — „Mutter, Hülsmeier stiehlt.“ — „Hülsmeier? Gott bewahre! Soll ich dir auf den Rücken kommen? Wer sagt dir so schlechtes Zeug?“ — „Er hat neulich den Aaron geprügelt und ihm sechs Groschen genommen.“ — „Hat er dem Aaron Geld genommen, so hat ihn der verfluchte Jude gewiß zuvor darum betrogen. Hülsmeier ist ein ordentlicher angefassener Mann, und die Juden sind alle Schelme.“ — „Aber, Mutter, Brandes sagt auch, daß er Holz und Nehe stiehlt.“ — „Kind, Brandes ist ein Förster.“ — „Mutter, lügen die Förster?“

Margret schwieg eine Weile, dann sagte sie: „Höre, Fritz, das Holz läßt unser Herrgott frei wachsen, und das Wild wechselt aus eines Herren Lande in das andere; die können niemandem gehören. Doch das verstehst du noch nicht; jetzt geh in den Schoppen und hole mir Reisig.“

Friedrich hatte seinen Vater auf dem Stroh gesehen, wo er, wie man sagt, blau und fürchterlich ausgesehen haben soll. Aber davon erzählte er nie und schien ungern daran zu denken. Überhaupt hatte die Erinnerung an seinen Vater eine mit Grausen gemischte Zärtlichkeit in ihm zurückgelassen, wie denn nichts so fesselt wie die Liebe und Sorgfalt eines Wesens, das gegen alles übrige verhärtet scheint, und bei Friedrich wuchs dieses Gefühl mit den Jahren, durch das Gefühl mancher Zurücksetzung von seiten anderer. Es war ihm äußerst empfindlich, wenn, solange er

Kind war, jemand des Verstorbenen nicht allzu löblich gedachte; ein Kummer, den ihm das Zartgefühl der Nachbarn nicht ersparte. Es ist gewöhnlich in jenen Gegenden, den Verunglückten die Ruhe im Grabe abzusprechen. Der alte Mergel war das Gespenst des Brederholzes geworden; einen Betrunknen führte er als Irrlicht bei einem Haar in den Zellerkolk (Teich); die Hirtenknaben, wenn sie nachts bei ihren Feuern kauerten und die Eulen in den Gründen schrien, hörten zuweilen in abgebrochenen Tönen ganz deutlich dazwischen sein: „Hör' mal an, feins Liseken“, und ein unprivilegiertes Holzhauer, der unter der breiten Eiche eingeschlafen, und dem es darüber Nacht geworden war, hatte beim Erwachen sein geschwollenes blaues Gesicht durch die Zweige lauschen sehen. Friedrich mußte von anderen Knaben vieles darüber hören; dann heulte er, schlug um sich, stach auch einmal mit seinem Messerchen und wurde bei dieser Gelegenheit jämmerlich geprügelt. Seitdem trieb er seiner Mutter Kühe allein an das andere Ende des Tales, wo man ihn oft stundenlang in derselben Stellung im Grase liegen und den Thymian aus dem Boden rupfen sah.

Er war zwölf Jahre alt, als seine Mutter einen Besuch von ihrem jüngeren Bruder erhielt, der in Brede wohnte und seit der törichten Heirat seiner Schwester ihre Schwelle nicht betreten hatte. Simon Semmler war ein kleiner, unruhiger, magerer Mann mit vor dem Kopf liegenden Fischeugen und überhaupt einem Gesicht wie ein Hecht, ein unheimlicher Geselle, bei dem diktierende Verschlossenheit oft mit

ebenso gesuchter Treuherzigkeit wechselte, der gern einen aufgeklärten Kopf vorgestellt hätte und statt dessen für einen fatalen, Händel suchenden Kerl galt, dem jeder um so lieber aus dem Wege ging, je mehr er in das Alter trat, wo ohnehin beschränkte Menschen leicht an Ansprüchen gewinnen, was sie an Brauchbarkeit verlieren. Dennoch freute sich die arme Margret, die sonst keinen der Ihrigen mehr am Leben hatte.

„Simon, bist du da?“ sagte sie und zitterte, daß sie sich am Stuhle halten mußte. „Willst du sehen, wie es mir geht und meinem schmutzigen Jungen?“

— Simon betrachtete sie ernst und reichte ihr die Hand: „Du bist alt geworden, Margret!“ — Margret seufzte: „Es ist mir derweil oft bitterlich gegangen mit allerlei Schicksalen.“ — „Ja, Mädchen, zu spät gefreut hat immer gereut! Jetzt bist du alt, und das Kind ist klein. Jedes Ding hat seine Zeit. Aber wenn ein altes Haus brennt, dann hilft kein Löschen.“

— Über Margrets vergrämtes Gesicht flog eine Flamme, so rot wie Blut.

„Aber ich höre, dein Junge ist schlau und gewichst“, fuhr Simon fort. — „Ei nun, so ziemlich, und dabei fromm.“ — „Hum, 's hat mal einer eine Kuh gestohlen, der hieß auch Fromm. Aber er ist still und nachdenklich, nicht wahr? Er läuft nicht mit den anderen Buben?“ — „Er ist ein eigenes Kind“, sagte Margret wie für sich; „es ist nicht gut.“ — Simon lachte hell auf: „Dein Junge ist scheu, weil ihn die anderen ein paarmal gut durchgedroschen haben. Das wird ihnen der Bursche schon wieder bezahlen. Hüls-

meyer war neulich bei mir, der sagte, es ist ein Junge wie 'n Reh.“

Welcher Mutter geht das Herz nicht auf, wenn sie ihr Kind loben hört? Der armen Margret ward selten so wohl, jedermann nannte ihren Jungen tückisch und verschlossen. Die Tränen traten ihr in die Augen. „Ja, gottlob, er hat gerade Glieder.“ — „Wie sieht er aus?“ fuhr Simon fort. — „Er hat viel von dir, Simon, viel.“

Simon lachte: „Ei, das muß ein rarer Kerl sein, ich werde alle Tage schöner. An der Schule soll er sich wohl nicht verbrennen. Du läßt ihn die Kühe hüten? Ebenso gut. Es ist doch nicht halb wahr, was der Magister sagt. Aber wo hütet er? Im Zelgengrund? Im Roderholze? Im Teutoburger Wald? Auch des Nachts und früh?“ — „Die ganzen Nächte durch; aber wie meinst du das?“

Simon schien dies zu überhören; er reckte den Hals zur Türe hinaus: „Ei, da kommt der Gesell! Waterssohn! Er schlenkert gerade so mit den Armen wie dein seliger Mann. Und schau mal an! Wahrhaftig, der Junge hat meine blonden Haare!“

In der Mutter Züge kam ein heimliches, stolzes Lächeln; ihres Friedrichs blonde Locken und Simons rötliche Borsten! Ohne zu antworten, brach sie einen Zweig von der nächsten Hecke und ging ihrem Sohne entgegen, scheinbar, eine träge Kuh anzutreiben, im Grunde aber, ihm einige rasche, halb drohende Worte zuzuraunen; denn sie kannte seine störrische Natur, und Simons Weise war ihr heute einschüchternder vorgekommen als je. Doch ging alles über Erwarten

gut; Friedrich zeigte sich weder verstockt noch frech, vielmehr etwas blöde und sehr bemüht, dem Ohm zu gefallen. So kam es denn dahin, daß nach einer halbstündigen Unterredung Simon eine Art Adoption des Knaben in Vorschlag brachte, vermöge deren er denselben zwar nicht gänzlich seiner Mutter entziehen, aber doch über den größten Teil seiner Zeit verfügen wollte, wofür ihm dann am Ende des alten Junggesellen Erbe zufallen sollte, das ihm freilich ohnedes nicht entgehen konnte. Margret ließ sich geduldig auseinandersetzen, wie groß der Vorteil, wie gering die Entbehrung ihrerseits bei dem Handel sei. Sie wußte am besten, was eine kränkliche Witwe an der Hilfe eines zwölfjährigen Knaben entbehrt, den sie bereits gewöhnt hat, die Stelle einer Tochter zu ersetzen. Doch sie schwieg und gab sich in alles. Nur bat sie den Bruder, streng, doch nicht hart gegen den Knaben zu sein.

„Er ist gut,“ sagte sie, „aber ich bin eine einsame Frau; mein Kind ist nicht wie einer, über den Vaterhand regiert hat.“ Simon nickte schlau mit dem Kopf: „Laß mich nur gewähren, wir wollen uns schon vertragen, und weißt du was? gib mir den Jungen gleich mit, ich habe zwei Säcke aus der Mühle zu holen; der kleinste ist ihm grad' recht, und so lernt er mir zur Hand gehen. Komm, Frischen, zieh deine Holzschuh' an!“ — Und bald sah Margret den beiden nach, wie sie fortschritten, Simon voran, mit seinem Gesicht die Luft durchschneidend, während ihm die Schöße des roten Rocks wie Feuerflammen nachzogen. So hatte er ziemlich das Ansehen eines feu-

rigen Mannes, der unter dem gestohlenen Sacke büßt; Friedrich ihm nach, fein und schlank für sein Alter, mit zarten, fast edlen Zügen und langen blonden Locken, die besser gepflegt waren, als sein übriges Äußere erwarten ließ; übrigens zerlumpt, sonneverbrannt und mit dem Ausdruck der Vernachlässigung und einer gewissen rohen Melancholie in den Zügen. Dennoch war eine große Familienähnlichkeit beider nicht zu verkennen, und wie Friedrich so langsam seinem Führer nachtrat, die Blicke fest auf denselben geheftet, der ihn gerade durch das Seltsame seiner Erscheinung anzog, erinnerte er unwillkürlich an jemand, der in einem Zauberspiegel das Bild seiner Zukunft mit verstörter Aufmerksamkeit betrachtet.

Jetzt nahten die beiden sich der Stelle des Teutoburger Waldes, wo das Brederholz den Abhang des Gebirges niedersteigt und einen sehr dunkeln Grund ausfüllt. Bis jetzt war wenig gesprochen worden. Simon schien nachdenkend, der Knabe zerstreut, und beide leuchteten unter ihren Säcken. Plötzlich fragte Simon: „Trinkst du gern Branntwein?“ — Der Knabe antwortete nicht. „Ich frage, trinkst du gern Branntwein? Gibt dir die Mutter zuweilen welchen?“ — „Die Mutter hat selbst keinen“, sagte Friedrich. — „So, so, desto besser! — Kennst du das Holz da vor uns?“ — „Das ist das Brederholz.“ — „Weißt du auch, was darin vorgefallen ist?“ — Friedrich schwieg. Indessen kamen sie der düstern Schlucht immer näher. „Betet die Mutter noch so viel?“ hob Simon wieder an. — „Ja, jeden Abend zwei Rosenkränze.“ — „So? und du betest mit?“ — Der Knabe

lachte halb verlegen mit einem durchtriebenen Seitenblick. — „Die Mutter betet in der Dämmerung vor dem Essen den einen Rosenkranz, dann bin ich meist noch nicht wieder da mit den Kühen, und den andern im Bette, dann schlaf’ ich gewöhnlich ein.“ — „So, so, Geselle!“ — Diese letzten Worte wurden unter dem Schirme einer weiten Buche gesprochen, die den Eingang der Schlucht überwölbte. Es war jetzt ganz finster; das erste Mondviertel stand am Himmel, aber seine schwachen Schimmer dienten nur dazu, den Gegenständen, die sie zuweilen durch eine Lücke der Zweige berührten, ein fremdartiges Ansehen zu geben. Friedrich hielt sich dicht hinter seinem Ohm; sein Odem ging schnell, und wer seine Züge hätte unterscheiden können, würde den Ausdruck einer ungeheuren, doch mehr phantastischen als furchtsamen Spannung darin wahrgenommen haben. So schritten beide rüstig voran, Simon mit dem festen Schritt des abgehärteten Wanderers, Friedrich schwankend und wie im Traum. Es kam ihm vor, als ob alles sich bewegte, und die Bäume in den einzelnen Mondstrahlen bald zusammen, bald voneinander schwankten. Baumwurzeln und schlüpfrige Stellen, wo sich das Regenwasser gesammelt, machten seinen Schritt unsicher; er war einige Male nahe daran, zu fallen. Jetzt schien sich in einiger Entfernung das Dunkel zu brechen, und bald traten beide in eine ziemlich große Lichtung. Der Mond schien klar hinein und zeigte, daß hier noch vor kurzem die Art unbarmherzig gewüthet hatte. Überall ragten Baumstümpfe hervor, manche mehrere Fuß über der Erde, wie sie gerade in der Eile am be-

quemsten zu durchschneiden gewesen waren; die verpönte Arbeit mußte unversehens unterbrochen worden sein, denn eine Buche lag quer über dem Pfad, in vollem Laube, ihre Zweige hoch über sich streckend und im Nachtwinde mit den noch frischen Blättern zitternd. Simon blieb einen Augenblick stehen und betrachtete den gefällten Stamm mit Aufmerksamkeit. In der Mitte der Lichtung stand eine alte Eiche, mehr breit als hoch; ein blasser Strahl, der durch die Zweige auf ihren Stamm fiel, zeigte, daß er hohl sei, was ihn wahrscheinlich vor der allgemeinen Zerstörung geschützt hatte. Hier ergriff Simon plötzlich des Knaben Arm.

„Friedrich, kennst du den Baum? Das ist die breite Eiche.“ — Friedrich fuhr zusammen und klammerte sich mit kalten Händen an seinen Ohm. „Sieh,“ fuhr Simon fort, „hier haben Ohm Franz und der Hülsmeier deinen Vater gefunden, als er in der Betrunktheit ohne Buße und Dlung zum Teufel gefahren war.“ — „Ohm, Ohm!“ keuchte Friedrich. — „Was fällt dir ein? Du wirfst dich doch nicht fürchten? Satan von einem Jungen, du kneipst mir den Arm! laß los, los!“ — Er suchte den Knaben abzuschütteln. — „Dein Vater war übrigens eine gute Seele; Gott wird's nicht so genau mit ihm nehmen. Ich hatt' ihn so lieb wie meinen eigenen Bruder.“ — Friedrich ließ den Arm seines Ohms los; beide legten schweigend den übrigen Teil des Waldes zurück, und das Dorf Brede lag vor ihnen, mit seinen Lehmhütten und den einzelnen bessern Wohnungen von Ziegelsteinen, zu denen auch Simons Haus gehörte.

Am nächsten Abend saß Margret schon seit einer Stunde mit ihrem Rocken vor der Thür und wartete auf ihren Knaben. Es war die erste Nacht, die sie zugebracht hatte, ohne den Atem ihres Kindes neben sich zu hören, und Friedrich kam noch immer nicht. Sie war ärgerlich und ängstlich und wußte, daß sie beides ohne Grund war. Die Uhr im Turm schlug sieben, das Vieh kehrte heim; er war noch immer nicht da, und sie mußte aufstehen, um nach den Kühen zu schauen. Als sie wieder in die dunkle Küche trat, stand Friedrich am Herde; er hatte sich vornüber gebeugt und wärmte die Hände an den Kohlen. Der Schein spielte auf seinen Zügen und gab ihnen ein widriges Ansehen von Magerkeit und ängstlichem Zucken. Margret blieb in der Thennentür stehen, so seltsam verändert kam ihr das Kind vor.

„Friedrich, wie geht's dem Ohm?“ Der Knabe murmelte einige unverständliche Worte und drängte sich dicht an die Feuermauer. — „Friedrich, hast du das Reden verlernt? Junge, tu das Maul auf! du weißt ja doch, daß ich auf dem rechten Ohr nicht gut höre.“ — Das Kind erhob seine Stimme und geriet dermaßen ins Stammeln, daß Margret es um nichts mehr begriff. — „Was sagst du? einen Gruß von Meister Semmler? wieder fort? wohin? die Kühe sind schon zu Hause. Verfluchter Junge, ich kann dich nicht verstehen. Wart', ich muß einmal sehen, ob du keine Zunge im Munde hast!“ — Sie trat heftig einige Schritte vor. Das Kind sah zu ihr auf mit dem Jammerblick eines armen, halbwüchsigen Hundes, der Schildwacht stehen lernt, und begann in der Angst

mit den Füßen zu stampfen und den Rücken an der Feuermauer zu reiben.

Margret stand still; ihre Blicke wurden ängstlich. Der Knabe erschien ihr wie zusammengeschrumpft, auch seine Kleider waren nicht dieselben, nein, das war ihr Kind nicht! und dennoch — „Friedrich, Friedrich!“ rief sie.

In der Schlafkammer klappte eine Schranktür, und der Gerufene trat hervor, in der einen Hand eine sogenannte Holzschenvioline, das heißt einen alten Holzschuh, mit drei bis vier zerschabten Geigensaiten überspannt, in der andern einen Bogen, ganz des Instruments würdig. So ging er gerade auf sein verkümmertes Spiegelbild zu, seinerseits mit einer Haltung bewußter Würde und Selbständigkeit, die in diesem Augenblicke den Unterschied zwischen beiden sonst merkwürdig ähnlichen Knaben stark hervortreten ließ.

„Da, Johannes!“ sagte er und reichte ihm mit einer Gönnermiene das Kunstwerk; „da ist die Violine, die ich dir versprochen habe. Mein Spielen ist vorbei, ich muß jetzt Geld verdienen.“ — Johannes warf noch einmal einen scheuen Blick auf Margret, streckte dann langsam seine Hand aus, bis er das Dargebotene fest ergriffen hatte, und brachte es wie verstohlen unter die Flügel seines armseligen Jäckchens.

Margret stand ganz still und ließ die Kinder gewähren. Ihre Gedanken hatten eine andere, sehr ernste Richtung genommen, und sie blickte mit unruhigem Auge von einem auf den andern. Der fremde Knabe

hatte sich wieder über die Kohlen gebeugt mit einem Ausdruck augenblicklichen Wohlbehagens, der an A-bernheit grenzte, während in Friedrichs Zügen der Wechsel eines offenbar mehr selbstischen als gutmütigen Mitgeföhls spielte und sein Auge in fast glasartiger Klarheit zum ersten Male bestimmt den Ausdruck jenes ungebändigten Ehrgeizes und Hanges zum Großtun zeigte, der nachher als so starkes Motiv seiner meisten Handlungen hervortrat. Der Ruf seiner Mutter störte ihn aus Gedanken, die ihm ebenso neu als angenehm waren. Sie saß wieder am Spinnrade. „Friedrich,“ sagte sie zögernd, „sag’ einmal —“ und schwieg dann. Friedrich sah auf und wandte sich, da er nichts weiter vernahm, wieder zu seinem Schüßling. — „Nein, höre —“ und dann leiser: „Was ist das für ein Junge? wie heißt er?“ — Friedrich antwortete ebenso leise: „Das ist des Ohms Simon Schweinehirt, der eine Botschaft an den Hülsmeyer hat. Der Ohm hat mir ein Paar Schuhe und eine Weste von Drillich gegeben, die hat mir der Junge unterwegs getragen; dafür hab’ ich ihm meine Violine versprochen; er ist ja doch ein armes Kind; Johannes heißt er.“ — „Nun?“ sagte Margret. — „Was willst du, Mutter?“ — „Wie heißt er weiter?“ — „Ja — weiter nicht — oder warte — doch: Niemand, Johannes Niemand heißt er. — Er hat keinen Vater“, fügte er leiser hinzu.

Margret stand auf und ging in die Kammer. Nach einer Weile kam sie heraus mit einem harten, finstern Ausdruck in den Mienen. „So, Friedrich,“ sagte sie, „laß den Jungen gehen, daß er seine Bestellung

machen kann. — Junge, was liegst du da in der Asche? Hast du zu Hause nichts zu tun?" — Der Knabe raffte sich mit der Miene eines Verfolgten so eilfertig auf, daß ihm alle Glieder im Wege standen und die Holzschenvioline bei einem Haar ins Feuer gefallen wäre. — „Warte, Johannes," sagte Friedrich stolz, „ich will dir mein halbes Butterbrot geben, es ist mir doch zu groß, die Mutter schneidet allemal übers ganze Brot." — „Laß doch," sagte Margret, „er geht ja nach Hause." — „Ja, aber er bekommt nichts mehr; Ohm Simon ist um 7 Uhr." Margret wandte sich zu dem Knaben: „Hebt man dir nichts auf? Sprich, wer sorgt für dich?" — „Niemand," stotterte das Kind. — „Niemand?" wiederholte sie; „dannimm, nimm!" fügte sie heftig hinzu; „du heißt Niemand, und niemand sorgt für dich! Das sei Gott geklagt! Und nun mach dich fort! Friedrich, geh nicht mit ihm, hörst du, geht nicht zusammen durchs Dorf." — „Ich will ja nur Holz holen aus dem Schuppen", antwortete Friedrich. — Als beide Knaben fort waren, warf sich Margret auf einen Stuhl und schlug die Hände mit dem Ausdruck des tiefsten Jammers zusammen. Ihr Gesicht war bleich wie ein Tuch. „Ein falscher Eid, ein falscher Eid!" stöhnte sie. „Simon, Simon, wie willst du vor Gott bestehen!"

So saß sie eine Weile, starr mit geklemmten Lippen, wie in völliger Geistesabwesenheit. Friedrich stand vor ihr und hatte sie schon zweimal angeredet. „Was ist's? was willst du?" rief sie auffahrend. — „Ich bringe Euch Geld", sagte er, mehr erstaunt als erschreckt. — „Geld? wo?" Sie regte sich, und die

Kleine Münze fiel klingend auf den Boden. Friedrich hob sie auf. — „Geld vom Ohm Simon, weil ich ihm habe arbeiten helfen. Ich kann mir nun selber was verdienen.“ — „Geld vom Simon? wirf's fort, fort! — nein, gib's den Armen. Doch nein, behalt's“, flüsterte sie kaum hörbar; „wir sind selber arm; wer weiß, ob wir bei dem Betteln vorbeikommen!“ — „Ich soll Montag wieder zum Ohm und ihm bei der Einfaat helfen.“ — „Du wieder zu ihm? nein, nein, nimmermehr!“ — Sie umfaßte ihr Kind mit Heftigkeit. — „Doch“, fügte sie hinzu, und ein Tränenstrom stürzte ihr plötzlich über die eingefallenen Wangen; „geh, er ist mein einziger Bruder, und die Verleumdung ist groß! Aber halt Gott vor Augen und vergiß das tägliche Gebet nicht!“

Margret legte das Gesicht an die Mauer und weinte laut. Sie hatte manche harte Last getragen, ihres Mannes üble Behandlung, noch schwerer seinen Tod, und es war eine bittere Stunde, als die Witwe das letzte Stück Ackerland einem Gläubiger zur Nutznießung überlassen mußte, und der Pflug vor ihrem Hause stille stand. Aber so war ihr nie zumute gewesen; dennoch, nachdem sie einen Abend durchgeweint, eine Nacht durchwacht hatte, war sie dahin gekommen, zu denken, ihr Bruder Simon könne so gottlos nicht sein, der Knabe gehöre gewiß nicht ihm, Ähnlichkeiten wollen nichts beweisen. Hatte sie doch selbst vor vierzig Jahren ein Schwesterchen verloren, das genau dem fremden Hechelkrämer glich. Was glaubt man nicht gern, wenn man so wenig hat und durch Unglauben dies wenige verlieren soll!

Von dieser Zeit an war Friedrich selten mehr zu Hause. Simon schien alle wärmeren Gefühle, deren er fähig war, dem Schwestersohn zugewendet zu haben; wenigstens vermischte er ihn sehr und ließ nicht nach mit Botschaften, wenn ein häusliches Geschäft ihn auf einige Zeit bei der Mutter hielt. Der Knabe war seitdem wie verwandelt, das träumerische Wesen gänzlich von ihm gewichen, er trat fest auf, fing an, sein Auseres zu beachten und bald in den Ruf eines hübschen, gewandten Burschen zu kommen. Sein Ohm, der nicht wohl ohne Projekte leben konnte, unternahm mitunter ziemlich bedeutende öffentliche Arbeiten, zum Beispiel beim Wegbau, wobei Friedrich für einen seiner besten Arbeiter und überall als seine rechte Hand galt; denn obgleich dessen Körperkräfte noch nicht ihr volles Maß erreicht hatten, kam ihm doch nicht leicht jemand an Ausdauer gleich. Margret hatte bisher ihren Sohn nur geliebt, jetzt fing sie an, stolz auf ihn zu werden und sogar eine Art Hochachtung vor ihm zu fühlen, da sie den jungen Menschen so ganz ohne ihr Zutun sich entwickeln sah, sogar ohne ihren Rat, den sie, wie die meisten Menschen, für unschätzbar hielt und deshalb die Fähigkeiten nicht hoch genug anzuschlagen wußte, die eines so kostbaren Förderungsmittels entbehren konnten.

In seinem achtzehnten Jahre hatte Friedrich sich bereits einen bedeutenden Ruf in der jungen Dorfwelt gesichert durch den Ausgang einer Wette, in Folge deren er einen erlegten Eber über zwei Meilen weit auf seinem Rücken trug, ohne abzusetzen. Indessen war der Mitgenuß des Ruhms auch so ziem-

lich der einzige Vorteil, den Margret aus diesen günstigen Umständen zog, da Friedrich immer mehr auf sein Äußeres verwandte und allmählich anfang, es schwer zu verdauen, wenn Geldmangel ihn zwang, irgend jemand im Dorf darin nachzustehen. Zudem waren alle seine Kräfte auf den auswärtigen Erwerb gerichtet; zu Hause schien ihm, ganz im Widerspiel mit seinem sonstigen Rufe, jede anhaltende Beschäftigung lästig, und er unterzog sich lieber einer harten, aber kurzen Anstrengung, die ihm bald erlaubte, seinem früheren Hirtenamte wieder nachzugehen, was bereits begann, seinem Alter unpassend zu werden und ihm gelegentlichen Spott zuzog, vor dem er sich aber durch ein paar derbe Zurechtweisungen mit der Faust Ruhe verschaffte. So gewöhnte man sich daran, ihn bald gepuzt und fröhlich als anerkannten Dorfelegant an der Spitze des jungen Volks zu sehen, bald wieder als zerlumpten Hirtenbuben einsam und träumerisch hinter den Kühen herschleichend oder in einer Waldlichtung liegend, scheinbar gedankenlos und das Moos von den Bäumen rupfend.

Um diese Zeit wurden die schlummernden Gesetze doch einigermaßen aufgerüttelt durch eine Bande von Holzfrevlern, die unter dem Namen der Blaukittel alle ihre Vorgänger so weit an List und Frechheit übertraf, daß es dem Langmütigsten zu viel werden mußte. Ganz gegen den gewöhnlichen Stand der Dinge, wo man die stärksten Böcke der Herde mit dem Finger bezeichnen konnte, war es hier trotz aller Wachsamkeit bisher nicht möglich gewesen, auch nur ein Individuum namhaft zu machen. Ihre Venen-

nung erhielten sie von der ganz gleichförmigen Tracht, durch die sie das Erkennen erschwerten, wenn etwa ein Förster noch einzelne Nachzügler im Dickicht verschwinden sah. Sie verheerten alles wie die Wander-
raupe, ganze Waldstrecken wurden in einer Nacht gefällt und auf der Stelle fortgeschafft, so daß man am andern Morgen nichts fand als Späne und wüste Haufen von Topholz, und der Umstand, daß nie Wagenspuren einem Dorfe zuführten, sondern immer vom Flusse her und dorthin zurück, bewies, daß man unter dem Schutze und vielleicht mit dem Beistande der Schiffseigentümer handelte. In der Bande mußten sehr gewandte Spione sein, denn die Förster konnten wochenlang umsonst wachen; in der ersten Nacht, gleichviel, ob stürmisch oder mondhell, wo sie vor Ermüdung nachließen, brach die Zerstörung ein. Seltsam war es, daß das Landvolk umher ebenso unwissend und gespannt schien als die Förster selber. Von einigen Dörfern ward mit Bestimmtheit gesagt, daß sie nicht zu den Blaufitteln gehörten, aber keines konnte als dringend verdächtig bezeichnet werden, seit man das verdächtigste von allen, das Dorf B., freisprechen mußte. Ein Zufall hatte dies bewirkt, eine Hochzeit, auf der fast alle Bewohner dieses Dorfes notorisch die Nacht zugebracht hatten, während zu eben dieser Zeit die Blaufittel eine ihrer stärksten Expeditionen ausführten.

Der Schaden in den Forsten war indes allzu groß, deshalb wurden die Maßregeln dagegen auf eine bisher unerhörte Weise gesteigert; Tag und Nacht wurde patrouilliert, Ackerknechte, Hausbediente mit

Gewehren versehen und den Forstbeamten zugesellt. Dennoch war der Erfolg nur gering, und die Wächter hatten oft kaum das eine Ende des Forstes verlassen, wenn die Blaufittel schon zum andern einzogen. Das währte länger als ein volles Jahr, Wächter und Blaufittel, Blaufittel und Wächter, wie Sonne und Mond immer abwechselnd im Besitz des Terrains und nie zusammentreffend.

Es war im Juli 1756, früh um drei; der Mond stand klar am Himmel, aber sein Glanz fing an zu ermatten, und im Osten zeigte sich bereits ein schmaler gelber Streif, der den Horizont besäumte und den Eingang einer engen Talschlucht wie mit einem Goldbände schloß. Friedrich lag im Grase, nach seiner gewohnten Weise, und schnitzelte an einem Weidenstabe, dessen knotigem Ende er die Gestalt eines ungeschlachteten Tieres zu geben versuchte. Er sah übermüdet aus, gähnte, ließ mitunter seinen Kopf an einem verwitterten Stammknorren ruhen und Blicke, dämmeriger als der Horizont, über den mit Gestrüpp und Aufschlag fast verwachsenen Eingang des Grundes streifen. Ein paarmal belebten sich seine Augen und nahmen den ihnen eigentümlichen glasartigen Glanz an, aber gleich nachher schloß er sie wieder halb und gähnte und dehnte sich, wie es nur faulen Hirten erlaubt ist. Sein Hund lag in einiger Entfernung nah bei den Kühen, die, unbekümmert um die Forstgesetze, ebensooft den jungen Baumspitzen als dem Grase zusprachen und in die frische Morgenluft schnaubten. Aus dem Walde drang von Zeit zu Zeit ein dumpfer, krachender Schall; der Ton

hielt nur einige Sekunden an, begleitet von einem langen Echo an den Bergwänden, und wiederholte sich etwa alle fünf bis acht Minuten. Friedrich achtete nicht darauf; nur zuweilen, wenn das Getöse ungewöhnlich stark oder anhaltend war, hob er den Kopf und ließ seine Blicke langsam über die verschiedenen Pfade gleiten, die ihren Ausgang in dem Talgrunde fanden.

Es fing bereits stark zu dämmern an; die Vögel begannen leise zu zwitschern, und der Tau stieg fühlbar aus dem Grunde. Friedrich war an dem Stamm hinabgeglitten und starrte, die Arme über den Kopf verschlungen, in das leise einschleichende Morgenrot. Plötzlich fuhr er auf: über sein Gesicht fuhr ein Blitz, er horchte einige Sekunden mit vorgebeugtem Oberleib, wie ein Jagdhund, dem die Luft Witterung zuträgt. Dann schob er schnell zwei Finger in den Mund und pfiff gellend und anhaltend. — „Fidel, du verfluchtes Tier!“ — Ein Steinwurf traf die Seite des unbesorgten Hundes, der, vom Schläfe aufgeschreckt, zuerst um sich biß und dann heulend auf drei Beinen dort Trost suchte, von wo das Übel ausgegangen war. In demselben Augenblicke wurden die Zweige eines nahen Gebüsches fast ohne Geräusch zurückgeschoben, und ein Mann trat heraus, im grünen Jagdrock, den silbernen Wappenschild am Arm, die gespannte Büchse in der Hand. Er ließ schnell seine Blicke über die Schlucht fahren, und sie dann mit besonderer Schärfe auf dem Knaben verweilen, trat dann vor, winkte nach dem Gebüsch, und allmählich wurden sieben bis acht Männer sichtbar, alle in ähnlicher Kleidung,

Weidmesser im Gürtel und die gespannten Gewehre in der Hand.

„Friedrich, was war das?“ fragte der zuerst Erschienene. — „Ich wollte, daß der Racker auf der Stelle krepierete. Sineinetwegen können die Kühe mir die Ohren vom Kopf fressen.“ — „Die Kanaille hat uns gesehen“, sagte ein anderer. „Morgen sollst du auf die Reise mit einem Stein am Halse“, fuhr Friedrich fort und stieß nach dem Hunde. — „Friedrich, stell dich nicht an wie ein Narr! Du kennst mich, und du verstehst mich auch!“ — Ein Blick begleitete diese Worte, der schnell wirkte. — „Herr Brandes, denkt an meine Mutter!“ — „Das tu' ich. Hast du nichts im Walde gehört?“ — „Im Walde?“ — Der Knabe warf einen raschen Blick auf des Försters Gesicht. — „Eure Holzfäller, sonst nichts.“ — „Meine Holzfäller!“

Die ohnehin dunkle Gesichtsfarbe des Försters ging in tiefes Braunrot über. „Wie viele sind ihrer, und wo treiben sie ihr Wesen?“ — „Wohin ihr sie geschickt habt; ich weiß es nicht.“ — Brandes wandte sich zu seinen Gefährten: „Geht voran; ich komme gleich nach.“

Als einer nach dem andern im Dickicht verschwunden war, trat Brandes dicht vor den Knaben: „Friedrich,“ sagte er mit dem Ton unterdrückter Wut, „meine Geduld ist zu Ende; ich möchte dich prügeln wie einen Hund, und mehr seid ihr auch nicht wert. Ihr Lumpenpack, dem kein Ziegel auf dem Dach gehört! Bis zum Betteln habt ihr es, gottlob, bald gebracht, und an meiner Thür soll deine Mutter, die

alte Hexe, keine verschimmelte Brotrinde bekommen. Aber vorher sollt ihr mir noch beide ins Hundeloch."

Friedrich griff krampfhaft nach einem Aste. Er war totenbleich, und seine Augen schienen wie Kristallkugeln aus dem Kopfe schießen zu wollen. Doch nur einen Augenblick. Dann kehrte die größte, an Erschlaffung grenzende Ruhe zurück. „Herr," sagte er fest, mit fast sanfter Stimme, „Ihr habt gesagt, was Ihr nicht verantworten könnt, und ich vielleicht auch. Wir wollen es gegeneinander aufgehen lassen, und nun will ich Euch sagen, was Ihr verlangt. Wenn Ihr die Holzfäller nicht selbst bestellt habt, so müssen es die Blaukittel sein; denn aus dem Dorfe ist kein Wagen gekommen; ich habe den Weg ja vor mir, und vier Wagen sind es. Ich habe sie nicht gesehen, aber den Hohlweg hinauffahren hören." Er stockte einen Augenblick. — „Könnt Ihr sagen, daß ich je einen Baum in Eurem Revier gefällt habe? überhaupt, daß ich je anderwärts gehauen habe als auf Bestellung? Denkt nach, ob Ihr das sagen könnt?"

Ein verlegenes Murmeln war die ganze Antwort des Försters, der nach Art der meisten rauhen Menschen leicht bereute. Er wandte sich unwirsch und schritt dem Gebüsch zu. — „Nein, Herr," rief Friedrich, „wenn Ihr zu den andern Förstern wollt, die sind dort an der Buche hinaufgegangen." — „An der Buche?" sagte Brandes zweifelhaft, „nein, dort hinüber, nach dem Mastergrunde." — „Ich sage Euch, an der Buche; des langen Heinrich Flintenriemen blieb noch am krummen Ast dort hängen; ich hab's ja gesehen!"

Der Förster schlug den bezeichneten Weg ein. Friedrich hatte die ganze Zeit hindurch seine Stellung nicht verlassen; halb liegend, den Arm um einen dünnen Ast geschlungen, sah er dem Fortgehenden unverrückt nach, wie er durch den halbverwachsenen Steig glitt, mit den vorsichtigen weiten Schritten seines Metiers, so geräuschlos, wie ein Fuchs die Hühnerstiege erklimmt. Hier sank ein Zweig hinter ihm, dort einer; die Umrisse seiner Gestalt schwanden immer mehr. Da blißte es noch einmal durchs Laub. Es war ein Stahlknopf seines Jagdrocks; nun war er fort. Friedrichs Gesicht hatte während dieses allmählichen Verschwindens den Ausdruck seiner Kälte verloren, und seine Züge schienen zuletzt unruhig bewegt. Gereute es ihn vielleicht, den Förster nicht um Verschweigung seiner Angaben gebeten zu haben? Er ging einige Schritte voran, blieb dann stehen. „Es ist zu spät“, sagte er vor sich hin und griff nach seinem Hute. Ein leises Picken im Gebüsch, nicht zwanzig Schritte von ihm. Es war der Förster, der den Flintenstein schärfte. Friedrich horchte. — „Nein!“ sagte er dann mit entschlossenem Tone, raffte seine Siebensachen zusammen und trieb das Vieh eilfertig die Schlucht entlang.

Um Mittag saß Frau Margret am Herd und kochte Tee. — Friedrich war krank heimgekommen, er klagte über heftige Kopfschmerzen und hatte auf ihre besorgte Nachfrage erzählt, wie er sich schwer geärgert über den Förster, kurz den ganzen eben beschriebenen Vorgang, mit Ausnahme einiger Kleinigkeiten, die er besser fand für sich zu behalten. Margret sah

schweigend und trübe in das siedende Wasser. Sie war es wohl gewohnt, ihren Sohn mitunter klagen zu hören, aber heute kam er ihr so angegriffen vor wie sonst nie. Sollte wohl eine Krankheit im Anzuge sein? Sie seufzte tief und ließ einen eben ergriffenen Holzblock fallen.

„Mutter!“ rief Friedrich aus der Kammer. — „Was willst du?“ — „War das ein Schuß?“ — „Ach nein, ich weiß nicht, was du meinst.“ — „Es pecht mir wohl nur so im Kopfe“, versetzte er.

Die Nachbarin trat herein und erzählte mit leisem Flüstern irgendeine unbedeutende Klatscherei, die Margret ohne Teilnahme anhörte. Dann ging sie.

— „Mutter!“ rief Friedrich. Margret ging zu ihm hinein. „Was erzählte die Hülsmeier?“ — „Ach gar nichts, Lügen, Wind!“ — Friedrich richtete sich auf.

— „Von der Gretchen Siemers; du weißt ja wohl die alte Geschichte; und ist doch nichts Wahres dran.“

— Friedrich legte sich wieder hin. „Ich will sehen, ob ich schlafen kann“, sagte er.

Margret saß am Herde; sie spann und dachte wenig Erfreuliches. Im Dorfe schlug es halb zwölf; die Türe klinkte, und der Gerichtsschreiber Kapp trat herein. — „Guten Tag, Frau Mergel,“ sagte er, „könnt Ihr mir einen Trunk Milch geben? ich komme von M.“ — Als Frau Mergel das Verlangte brachte, fragte er: „Wo ist Friedrich?“ Sie war gerade beschäftigt, einen Teller hervorzulangen und überhörte die Frage. Er trank zögernd und in kurzen Absätzen. „Wißt Ihr wohl,“ sagte er dann, „daß die Blaufittel in dieser Nacht wieder im Masterholze

eine ganze Strecke so kahl gefegt haben wie meine Hand?" — „Ei, du frommer Gott!" versetzte sie gleichgültig. „Die Schandbuben", fuhr der Schreiber fort, „ruinieren alles; wenn sie noch Rücksicht nähmen auf das junge Holz, aber Eichenstämmchen wie mein Arm dick, wo nicht einmal eine Ruderstange drin steckt! Es ist, als ob ihnen anderer Leute Schaden ebenso lieb wäre wie ihr Profit!" — „Es ist schade!" sagte Margret.

Der Amtsschreiber hatte getrunken und ging noch immer nicht. Er schien etwas auf dem Herzen zu haben. „Habt Ihr nichts von Brandes gehört?" fragte er plötzlich. — „Nichts; er kommt niemals hier ins Haus." — „So wißt Ihr nicht, was ihm begegnet ist?" — „Was denn?" fragte Margret gespannt. — „Er ist tot!" — „Tot!" rief sie, „was tot? Um Gottes willen! er ging ja noch heute morgen ganz gesund hier vorüber mit der Flinte auf dem Rücken!" — „Er ist tot," wiederholte der Schreiber, sie scharf fixierend; „von den Blaufitteln erschlagen. Vor einer Viertelstunde wurde die Leiche ins Dorf gebracht."

Margret schlug die Hände zusammen. — „Gott im Himmel, geh nicht mit ihm ins Gericht! Er wußte nicht, was er tat!" — „Mit ihm!" rief der Amtsschreiber, „mit dem verfluchten Mörder, meint Ihr?" Aus der Kammer drang ein schweres Stöhnen. Margret eilte hin, und der Schreiber folgte ihr. Friedrich saß aufrecht im Bette, das Gesicht in die Hände gedrückt und ächzte wie ein Sterbender. — „Friedrich, wie ist dir?" sagte die Mutter. — „Wie ist dir?"

wiederholte der Amtschreiber. — „O mein Leib, mein Kopf!“ jammerte er. — „Was fehlt ihm?“ — „Ach, Gott weiß es,“ versetzte sie; „er ist schon um vier mit den Kühen heimgekommen, weil ihm so übel war.“ — „Friedrich — Friedrich, antworte doch, soll ich zum Doktor?“ — „Nein, nein,“ ächzte er, „es ist nur Kolik, es wird schon besser.“

Er legte sich zurück; sein Gesicht zuckte krampfhaft vor Schmerz; dann kehrte die Farbe wieder. „Geh,“ sagte er matt; „ich muß schlafen, dann geht’s vorüber.“ — „Frau Mergel,“ sagte der Amtschreiber ernst, „ist es gewiß, daß Friedrich um vier zu Hause kam und nicht wieder fortging?“ — Sie sah ihn starr an. „Fragt jedes Kind auf der Straße. Und fortgehen? — wollte Gott, er könnt’ es!“ — „Hat er Euch nichts von Brandes erzählt?“ — „In Gottes Namen, ja, daß er ihn im Walde geschimpft und unsere Armut vorgeworfen hat, der Lump! — Doch Gott verzeih’ mir, er ist tot! Geh!“ — fuhr sie heftig fort; „seid Ihr gekommen, um ehrliche Leute zu beschimpfen? Geh!“ — Sie wandte sich wieder zu ihrem Sohne; der Schreiber ging. — „Friedrich, wie ist dir?“ sagte die Mutter; „hast du wohl gehört? Schrecklich, schrecklich! ohne Beichte und Absolution!“ — „Mutter, Mutter, um Gottes willen, laß mich schlafen; ich kann nicht mehr!“

In diesem Augenblicke trat Johannes Niemand in die Kammer; dünn und lang wie eine Hopfenstange, aber zerlumpt und scheu, wie wir ihn vor fünf Jahren gesehen. Sein Gesicht war noch bleicher als gewöhnlich. „Friedrich,“ stotterte er, „du sollst so-

gleich zum Ohm kommen, er hat Arbeit für dich; aber sogleich.“ — Friedrich drehte sich gegen die Wand. — „Ich komme nicht,“ sagte er barsch, „ich bin krank.“ — „Du mußt aber kommen,“ keuchte Johannes; „er hat gesagt, ich müßte dich mitbringen.“ Friedrich lachte höhnisch auf: „Das will ich doch sehen!“ — „Laß ihn in Ruhe, er kann nicht,“ seufzte Margret, „du siehst ja, wie es steht.“ — Sie ging auf einige Minuten hinaus; als sie zurückkam, war Friedrich bereits angekleidet. — „Was fällt dir ein?“ rief sie, „du kannst, du sollst nicht gehen!“ — „Was sein muß, schickt sich wohl“, versetzte er und war schon zur Türe hinaus mit Johannes. — „Ach Gott,“ seufzte die Mutter, „wenn die Kinder klein sind, treten sie uns in den Schoß, und wenn sie groß sind, ins Herz!“

Die gerichtliche Untersuchung hatte ihren Anfang genommen, die That lag klar am Tage; über den Täter aber waren die Anzeichen so schwach, daß, ob schon alle Umstände die Blaukittel dringend verdächtigten, man doch nicht mehr als Mutmaßungen wagen konnte. Eine Spur schien Licht geben zu wollen: doch rechnete man aus Gründen wenig darauf. Die Abwesenheit des Gutsherrn hatte den Gerichtsschreiber genötigt, auf eigene Hand die Sache einzuleiten. Er saß am Tische; die Stube war gedrängt voll von Bauern, theils neugierigen, theils solchen, von denen man in Ermangelung eigentlicher Zeugen einigen Aufschluß zu erhalten hoffte. Hirten, die in derselben Nacht gehütet, Knechte, die den Acker in der Nähe bestellt, alle standen stramm und fest, die Hände in den Taschen, gleichsam als stillschweigende Erklärung,

daß sie nicht einzuschreiten gesonnen seien. Acht Forstbeamte wurden vernommen. Ihre Aussagen waren völlig gleichlautend: Brandes habe sie am zehnten abends zur Kunde bestellt, da ihm von einem Vorhaben der Blaufittel müsse Kunde gekommen sein; doch habe er sich nur unbestimmt darüber geäußert. Um zwei Uhr in der Nacht seien sie ausgezogen und auf manche Spuren der Zerstörung gestoßen, die den Oberförster sehr übel gestimmt; sonst sei alles still gewesen. Gegen vier Uhr habe Brandes gesagt: „Wir sind angeführt, laßt uns heimgehen.“ — Als sie nun um den Bremerberg gewendet und zugleich der Wind umgeschlagen, habe man deutlich im Masterholz fällen gehört und aus der schnellen Folge der Schläge geschlossen, daß die Blaufittel am Werk seien. Man habe nun eine Weile beratschlagt, ob es tunlich sei, mit so geringer Macht die kühne Bande anzugreifen, und sich dann ohne bestimmten Entschluß dem Schalle langsam genähert. Nun folgte der Auftritt mit Friedrich. Ferner: nachdem Brandes sie ohne Weisung fortgeschickt, seien sie eine Weile vorangeschritten, und dann, als sie bemerkt, daß das Getöse im noch ziemlich weit entfernten Walde gänzlich aufgehört, stille gestanden, um den Oberförster zu erwarten. Die Zögerung habe sie verdrossen, und nach etwa zehn Minuten seien sie weiter gegangen und so bis an den Ort der Verwüstung. Alles sei vorüber gewesen, kein Laut mehr im Walde, von zwanzig gefälltten Stämmen noch acht vorhanden, die übrigen bereits fortgeschafft. Es sei ihnen unbegreiflich, wie man dieses ins Werk gestellt, da keine Wagenspuren zu finden

gewesen. Auch habe die Dürre der Jahreszeit und der mit Fichtennadeln bestreute Boden keine Fußstapfen unterscheiden lassen, obgleich der Grund ringsumher wie festgestampft war. Da man nun überlegt, daß es zu nichts nützen könne, den Oberförster zu erwarten, sei man rasch der andern Seite des Waldes zugeschritten, in der Hoffnung, vielleicht noch einen Blick von den Frevlern zu erhaschen. Hier habe sich einem von ihnen beim Ausgange des Waldes die Flaschenschnur in Brombeerranken verstrickt, und als er umgeschaut, habe er etwas im Gestrüpp bliken sehen; es war die Gurtschnalle des Oberförsters, den man nun hinter den Ranken liegend fand, grad ausgestreckt, die rechte Hand um den Flintenlauf geklemmt, die andere geballt und die Stirn von einer Art gespalten.

Dies waren die Aussagen der Förster; nun kamen die Bauern an die Reihe, aus denen jedoch nichts zu bringen war. Manche behaupteten, um vier Uhr noch zu Hause oder anderswo beschäftigt gewesen zu sein, und keiner wollte etwas bemerkt haben. Was war zu machen? Sie waren sämtlich angeseffene, unverdächtige Leute. Man mußte sich mit ihren negativen Zeugnissen begnügen.

Friedrich ward hereingerufen. Er trat ein mit einem Wesen, das sich durchaus nicht von seinem gewöhnlichen unterschied, weder gespannt noch kock. Das Verhör währte ziemlich lange, und die Fragen waren mitunter ziemlich schlau gestellt; er beantwortete sie jedoch alle offen und bestimmt und erzählte den Vorgang zwischen ihm und dem Oberförster ziemlich

der Wahrheit gemäß bis auf das Ende, das er geratener fand, für sich zu behalten. Sein Alibi zur Zeit des Mordes war leicht erwiesen. Der Förster lag am Ausgange des Masterholzes, über drei Viertelstunden Weges von der Schlucht, in der er Friedrich um vier Uhr angeredet und aus der dieser seine Herde schon zehn Minuten später ins Dorf getrieben. Jedermann hatte dies gesehen; alle anwesenden Bauern beeiferten sich, es zu bezeugen; mit diesem hatte er geredet, jenem zugenickt.

Der Gerichtschreiber saß unmutig und verlegen da. Plötzlich fuhr er mit der Hand hinter sich und brachte etwas Blinkendes vor Friedrichs Auge. „Wem gehört dies?“ — Friedrich sprang drei Schritt zurück. „Herr Jesus! Ich dachte, Ihr wolltet mir den Schädel einschlagen.“ Seine Augen waren rasch über das tödliche Werkzeug gefahren und schienen momentan auf einem ausgebrochenen Splitter am Stiele zu haften. „Ich weiß es nicht“, sagte er fest. — Es war die Art, die man in dem Schädel des Oberförsters eingeklammert gefunden hatte. — „Sieh sie genau an“, fuhr der Gerichtschreiber fort. Friedrich faßte sie mit der Hand, besah sie oben, unten, wandte sie um. „Es ist eine Art wie andere“, sagte er dann und legte sie gleichgültig auf den Tisch. Ein Blutfleck ward sichtbar; er schien zu schaudern, aber er wiederholte noch einmal sehr bestimmt: „Ich kenne sie nicht.“ Der Gerichtschreiber seufzte vor Unmut. Er selbst wußte um nichts mehr und hatte nur einen Versuch zu möglicher Entdeckung durch Überraschung machen wollen. Es blieb nichts übrig, als das Verhör zu schließen.

Denjenigen, die vielleicht auf den Ausgang dieser Begebenheit gespannt sind, muß ich sagen, daß diese Geschichte nie aufgeklärt wurde, obwohl noch viel dafür geschah und diesem Verhöre mehrere folgten. Den Blaukitteln schien durch das Aufsehen, das der Vorgang gemacht, und die darauffolgenden geschärferten Maßregeln der Mut genommen; sie waren von nun an wie verschwunden und obgleich späterhin noch mancher Holzfrevler erwischt wurde, fand man doch nie Anlaß, ihn der berüchtigten Bande zuzuschreiben. Die Art lag zwanzig Jahre nachher als unnützes Korpus delikti im Gerichtsarchiv, wo sie wohl noch jetzt ruhen mag mit ihren Kostflecken. Es würde in einer erdichteten Geschichte unrecht sein, die Neugier des Lesers so zu täuschen. Aber dies alles hat sich wirklich zugetragen; ich kann nichts davon oder dazu tun.

Am nächsten Sonntage stand Friedrich sehr früh auf, um zur Beichte zu gehen. Es war Mariä Himmelfahrt und die Pfarrgeistlichen schon vor Tagesanbruch im Beichtstuhle. Nachdem er sich im Finstern angekleidet, verließ er so geräuschlos wie möglich den engen Verschlag, der ihm in Simons Hause eingeräumt war. In der Küche mußte sein Gebetbuch auf dem Sims liegen, und er hoffte, es mit Hilfe des schwachen Mondlichts zu finden; es war nicht da. Er warf die Augen suchend umher und fuhr zusammen; in der Kammertür stand Simon, fast unbekleidet; seine dürre Gestalt, sein ungekämmtes, wirres Haar und die vom Mondschein verursachte Blässe des Gesichts gaben ihm ein schauerlich verändertes

Ansehen. „Sollte er nachtwandeln?“ dachte Friedrich und verhielt sich ganz still. — „Friedrich, wohin?“ flüsterte der Alte. — „Ohm, seid Ihr's? Ich will beichten gehen.“ — „Das dacht' ich mir; geh in Gottes Namen, aber beichte wie ein guter Christ.“ — „Das will ich“, sagte Friedrich. — „Denk' an die zehn Gebote: du sollst kein Zeugnis ablegen gegen deinen Nächsten.“ — „Kein falsches!“ — „Nein, gar keines; du bist schlecht unterrichtet; wer einen andern in der Beichte anklagt, der empfängt das Sakrament unwürdig.“

Beide schwiegen. — „Ohm, wie kommt Ihr darauf?“ sagte Friedrich dann; „Eu'r Gewissen ist nicht rein; Ihr habt mich belogen.“ — „Ich? So?“ — „Wo ist Eure Art?“ — „Meine Art? Auf der Tenne.“ — „Habt Ihr einen neuen Stiel hineingemacht? Wo ist der alte?“ — „Den kannst du heute bei Tage im Holzschuppen finden. Geh,“ fuhr er verächtlich fort, „ich dachte, du seist ein Mann; aber du bist ein altes Weib, das gleich meint, das Haus brennt, wenn ihr Feuertopf raucht. Sieh,“ fuhr er fort, „wenn ich mehr von der Geschichte weiß als der Türpfosten da, so will ich ewig nicht selig werden. Längst war ich zu Haus“, fügte er hinzu. — Friedrich stand beklemmt und zweifelnd. Er hätte viel darum gegeben, seines Ohms Gesicht sehen zu können. Aber während sie flüsterten, hatte der Himmel sich bewölkt.

„Ich habe schwere Schuld,“ seufzte Friedrich, „daß ich ihn den unrechten Weg geschickt — obgleich — doch, dies hab' ich nicht gedacht; nein, gewiß nicht. Ohm, ich habe Euch ein schweres Gewissen zu danken.“

— „So geh, beicht!“ flüsterte Simon mit bebender Stimme; „vernehre das Sakrament durch Angeberei und setze armen Leuten einen Spion auf den Hals, der schon Wege finden wird, ihnen das Stückchen Brot aus den Zähnen zu reißen, wenn er gleich nicht reden darf — geh!“ Friedrich stand unschlüssig; er hörte ein leises Geräusch; die Wolken verzogen sich, das Mondlicht fiel wieder auf die Kammertür: sie war geschlossen. Friedrich ging an diesem Morgen nicht zur Beichte.

Der Eindruck, den dieser Vorfall auf Friedrich gemacht, erlosch leider nur zu bald. Wer zweifelt daran, daß Simon alles tat, seinen Adoptivsohn dieselben Wege zu leiten, die er selber ging? Und in Friedrich lagen Eigenschaften, die dies nur zu sehr erleichterten: Leichtsinn, Erregbarkeit und vor allem ein grenzenloser Hochmut, der nicht immer den Schein verschmähte und dann alles daran setzte, durch Wahrmachung des Usurpierten möglicher Beschämung zu entgehen. Seine Natur war nicht unedel, aber er gewöhnte sich, die innere Schande der äußeren vorzuziehen. Man darf nur sagen, er gewöhnte sich zu prunken, während seine Mutter darbt.

Diese unglückliche Wendung seines Charakters war indessen das Werk mehrerer Jahre, in denen man bemerkte, daß Margret immer stiller über ihren Sohn ward und allmählich in einen Zustand der Verkommenheit versank, den man früher bei ihr für unmöglich gehalten hätte. Sie wurde scheu, saumselig, sogar unordentlich, und manche meinten, ihr Kopf habe gelitten. Friedrich ward desto lauter; er versäumte keine Kirch-

weih oder Hochzeit, und da ein sehr empfindliches Ehrgefühl ihn die geheime Mißbilligung mancher nicht übersehen ließ, war er gleichsam immer unter Waffen, der öffentlichen Meinung nicht sowohl Troß zu bieten, als sie den Weg zu leiten, der ihm gefiel. Er war äußerlich ordentlich, nüchtern, anscheinend treuherzig, aber listig, prahlerisch und oft roh, ein Mensch, an dem niemand Freude haben konnte, am wenigsten seine Mutter, und der dennoch durch seine gefürchtete Kühnheit und noch mehr gefürchtete Tücke ein gewisses Übergewicht im Dorfe erlangt hatte, das um so mehr anerkannt wurde, je mehr man sich bewußt war, ihn nicht zu kennen und nicht berechnen zu können, wessen er am Ende fähig sei. Nur ein Bursch im Dorfe, Wilm Hülsmeier, wagte im Bewußtsein seiner Kraft und guter Verhältnisse ihm die Spitze zu bieten; und da er gewandter in Worten war als Friedrich und immer, wenn der Stachel saß, einen Scherz daraus zu machen wußte, so war dies der einzige, mit dem Friedrich ungern zusammentraf.

Vier Jahre waren verflossen; es war im Oktober; der milde Herbst von 1760, der alle Scheunen mit Korn und alle Keller mit Wein füllte, hatte seinen Reichtum auch über diesen Erdwinkel strömen lassen, und man sah mehr Betrunkene, hörte von mehr Schlägereien und dummen Streichen als je. Überall gab's Lustbarkeiten; der blaue Montag kam in Aufnahme, und wer ein paar Taler erübrigt hatte, wollte gleich eine Frau dazu, die ihm heute essen und morgen hungern helfen könne. Da gab es im Dorfe eine tüch-

tige, solide Hochzeit, und die Gäste durften mehr erwarten als eine verstimmte Geige, ein Glas Brantwein und was sie an guter Laune selber mitbrachten. Seit früh war alles auf den Beinen; vor jeder Tür wurden Kleider gelüftet, und B. glich den ganzen Tag einer Trödelbude. Da viele Auswärtige erwartet wurden, wollte jeder gern die Ehre des Dorfes obhalten.

Es war sieben Uhr abends und alles in vollem Gange, Jubel und Gelächter an allen Enden, die niederen Stuben zum Ersticken angefüllt mit blauen, roten und gelben Gestalten, gleich Pfandställen, in denen eine zu große Herde eingepfercht ist. Auf der Tenne ward getanzt, das heißt: wer zwei Fuß Raum erobert hatte, drehte sich darauf immer rundum und suchte durch Jauchzen zu ersetzen, was an Bewegung fehlte. Das Orchester war glänzend, die erste Geige als anerkannte Künstlerin prädominierend, die zweite und eine große Bassviolen mit drei Saiten von Dilettanten ad libitum gestrichen; Brantwein und Kaffee im Überfluß, alle Gäste von Schweiß triefend; kurz, es war ein köstliches Fest. Friedrich stolzierte umher wie ein Hahn im neuen himmelblauen Rock und machte sein Recht als erster Elegant geltend. Als auch die Gutsheerrschaft anlangte, saß er gerade hinter der Bassgeige und strich die tiefste Saite mit großer Kraft und vielem Anstand.

„Johannes!“ rief er gebieterisch, und heran trat sein Schüßling von dem Tanzplatze, wo er auch seine ungelenkten Beine zu schlenkern und eins zu jauchzen versucht hatte. Friedrich reichte ihm den Bogen, gab

durch eine stolze Kopfbewegung seinen Willen zu erkennen und trat zu den Tanzenden. „Nun lustig, Musikanten: den Papen von Jstrup!“ — Der beliebte Tanz ward gespielt, und Friedrich machte Säße vor den Augen seiner Herrschaft, daß die Kühe an der Tenne die Hörner zurückzogen und Kettengeklirr und Gebrumm an ihren Ständern herlief. Fußhoch über die anderen tauchte sein blonder Kopf auf und nieder wie ein Hecht, der sich im Wasser überschlägt; an allen Enden schrien Mädchen auf, denen er zum Zeichen der Huldigung mit einer raschen Kopfbewegung sein langes Flachshaar ins Gesicht schleuderte.

„Jetzt ist es gut!“ sagte er endlich und trat schweißtriefend an den Kredenz Tisch; „die gnädigen Herrschaften sollen leben und alle die hochadeligen Prinzen und Prinzessinnen, und wer's nicht mittrinkt, den will ich an die Ohren schlagen, daß er die Engel singen hört!“ — Ein lautes Vivat beantwortete den galanten Toast. — Friedrich machte seinen Büßling. — „Nichts für ungut, gnädige Herrschaften; wir sind nur ungelehrte Bauersleute!“ In diesem Augenblick erhob sich ein Getümmel am Ende der Tenne, Geschrei, Schelten, Gelächter, alles durcheinander. „Butterdieb, Butterdieb!“ riefen ein paar Kinder, und heran drängte sich, oder vielmehr ward geschoben, Johannes Niemand, den Kopf zwischen die Schultern ziehend und mit aller Macht nach dem Ausgange strebend. — „Was ist's? Was habt ihr mit unserem Johannes?“ rief Friedrich gebieterisch.

„Das sollt Ihr früh genug gewahr werden“, keuchte ein altes Weib mit der Küchenschürze und

einem Wischhader in der Hand. — Schande! Johannes, der arme Teufel, dem zu Hause das Schlechteste gut genug sein mußte, hatte versucht, sich ein halbes Pfündchen Butter für die kommende Dürre zu sichern, und ohne daran zu denken, daß er es, sauber in sein Schnupftuch gewickelt, in der Tasche geborgen, war er ans Küchenfeuer getreten, und nun rann das Fett schmählich die Rockschöße entlang. Allgemeiner Aufruhr; die Mädchen sprangen zurück aus Furcht, sich zu beschmußen, oder stießen den Delinquenten vorwärts. Andere machten Platz, sowohl aus Mitleid als Vorsicht. Aber Friedrich trat vor: „Lumpenhund!“ rief er; ein paar derbe Maulschellen trafen den geduldigen Schüsling; dann stieß er ihn an die Tür und gab ihm einen tüchtigen Fußtritt mit auf den Weg.

Er kehrte niedergeschlagen zurück; seine Würde war verletzt, das allgemeine Gelächter schnitt ihm durch die Seele, ob er sich gleich durch einen tapfern Juchheschrei wieder in den Gang zu bringen suchte — es wollte nicht mehr recht gehen. Er war im Begriff, sich wieder hinter die Bassviole zu flüchten; doch zuvor noch ein Knalleffekt: er zog seine silberne Taschenuhr hervor, zu jener Zeit ein seltener und kostbarer Schmuck. „Es ist bald zehn“, sagte er. „Jetzt den Brautmenuett! Ich will Musik machen.“

„Eine prächtige Uhr!“ sagte der Schweinehirt und schob sein Gesicht in ehrfurchtsvoller Neugier vor. — „Was hat sie gekostet?“ rief Wilm Hülsmeier, Friedrichs Nebenbuhler. — „Willst du sie bezahlen?“ fragte Friedrich. — „Hast du sie bezahlt?“ antwortete Wilm. Friedrich warf einen stolzen Blick auf ihn und griff

in schweigender Majestät zum Fidelbogen. — „Nun, nun,“ sagte Hülsmeier, „dergleichen hat man schon erlebt. Du weißt wohl, der Franz Ebel hatte auch eine schöne Uhr, bis der Jude Aaron sie ihm wieder abnahm.“ — Friedrich antwortete nicht, sondern winkte stolz der ersten Violine, und sie begannen aus Leibeskräften zu streichen.

Die Gutsherrschaft war indessen in die Kammer getreten, wo der Braut von den Nachbarfrauen das Zeichen ihres neuen Standes, die weiße Stirnbinde, umgelegt wurde. Das junge Blut weinte sehr, theils weil es die Sitte so wollte, theils aus wahrer Beklemmung. Sie sollte einem verworrenen Haushalt vorstehen unter den Augen eines mürrischen alten Mannes, den sie noch obendrein lieben sollte. Er stand neben ihr, durchaus nicht wie der Bräutigam des hohen Liedes, der „in die Kammer tritt wie die Morgen-sonne“. — „Du hast nun genug geweint“, sagte er verdrießlich; „bedenk, du bist es nicht, die mich glücklich macht, ich mache dich glücklich!“ — Sie sah demütig zu ihm auf und schien zu fühlen, daß er recht habe. — Das Geschäft war beendigt; die junge Frau hatte ihrem Manne zugetrunken, junge Spatzvögel hatten durch den Dreifuß geschaut, ob die Binde gerade sitze, und man drängte sich wieder der Tenne zu, von wo unauslöschliches Gelächter und Lärm herüberschallte. Friedrich war nicht mehr dort. Eine große, unerträgliche Schmach hatte ihn getroffen, da der Jude Aaron, ein Schlächter und gelegentlicher Althändler aus dem nächsten Städtchen, plötzlich erschienen war und nach einem kurzen, unbefriedigten Zwie-

gespräch ihn laut vor allen Leuten um den Betrag von zehn Talern für eine schon um Ostern gelieferte Uhr gemahnt hatte. Friedrich war wie vernichtet fortgegangen und der Jude ihm gefolgt, immer schreiend: „O weh mir! Warum hab' ich nicht gehört auf vernünftige Leute! Haben sie mir nicht hundertmal gesagt, Ihr hättet all Eu'r Gut am Leibe und kein Brot im Schranke!“ — Die Tenne tobte von Gelächter; manche hatten sich auf den Hof nachgedrängt. — „Pact den Juden! Wiegt ihn gegen ein Schwein!“ riefen einige; andere waren ernst geworden. — „Der Friedrich sah so blaß aus wie ein Tuch“, sagte eine alte Frau, und die Menge teilte sich, wie der Wagen des Gutsherrn in den Hof lenkte.

Herr von S. war auf dem Heimwege verstimmt, die jedesmalige Folge, wenn der Wunsch, seine Popularität aufrechtzuerhalten, ihn bewog, solchen Festen beizuwohnen. Er sah schweigend aus dem Wagen. „Was sind denn das für ein paar Figuren?“ — Er deutete auf zwei dunkle Gestalten, die vor dem Wagen rannten wie Strauße. Nun schlüpfen sie ins Schloß. — „Auch ein paar selige Schweine aus unserem eigenen Stall!“ seufzte Herr von S. — Zu Hause angekommen, fand er die Hausflur vom ganzen Dienstpersonal eingenommen, das zwei Kleinknechte umstand, welche sich blaß und atemlos auf der Stiege niedergelassen hatten. Sie behaupteten, von des alten Mergels Geist verfolgt worden zu sein, als sie durchs Brederholz heimkehrten. Zuerst hatte es über ihnen an der Höhe gerauscht und geknistert; darauf hoch in der Luft ein Geflapper wie von aneinander geschlage-

nen Stöcken; plötzlich ein gellender Schrei und ganz deutlich die Worte: „O weh, meine arme Seele!“ hoch von oben herab. Der eine wollte auch glühende Augen durch die Zweige funkeln gesehen haben, und beide waren gelaufen, was ihre Beine vermochten.

„Dummes Zeug!“ sagte der Gutsherr verdrießlich und trat in die Kammer, sich umzukleiden. Am anderen Morgen wollte die Fontäne im Garten nicht springen, und es fand sich, daß jemand eine Röhre verrückt hatte, augenscheinlich, um nach dem Kopfe eines vor vielen Jahren hier verscharrten Pferdegerippes zu suchen, der für ein bewährtes Mittel wider allen Hexen- und Geisterspuk gilt. „Hm,“ sagte der Gutsherr, „was die Schelme nicht stehlen, das verderben die Narren.“

Drei Tage später tobte ein furchtbarer Sturm. Es war Mitternacht, aber alles im Schlosse außer dem Bett. Der Gutsherr stand am Fenster und sah besorgt ins Dunkle nach seinen Feldern hinüber. An den Scheiben flogen Blätter und Zweige her; mitunter fuhr ein Ziegel herab und schmetterte auf das Pflaster des Hofes. — „Furchtbares Wetter!“ sagte Herr von S. Seine Frau sah ängstlich aus. „Ist das Feuer auch gewiß gut verwahrt?“ sagte sie; „Gretchen, sieh noch einmal nach, gieß es lieber ganz aus! — Kommt, wir wollen das Evangelium Johannis beten.“ Alles kniete nieder, und die Hausfrau begann: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.“ — Ein furchtbarer Donnerschlag. Alle fuhren zusammen; dann furchtbares Geschrei und Getümmel die Treppe her-

an. — „Um Gottes willen! Brennt es?“ rief Frau von S. und sank mit dem Gesichte auf den Stuhl. Die Türe ward aufgerissen, und herein stürzte die Frau des Juden Aaron, bleich wie der Tod, das Haar wild um den Kopf, von Regen triefend. Sie warf sich vor dem Gutsherrn auf die Knie. „Gerechtigkeit!“ rief sie, „Gerechtigkeit! Mein Mann ist erschlagen!“ und sank ohnmächtig zusammen.

Es war nur zu wahr, und die nachfolgende Untersuchung bewies, daß der Jude Aaron durch einen Schlag an die Schläfe mit einem stumpfen Instrumente, wahrscheinlich einem Stabe, sein Leben verloren hatte, durch einen einzigen Schlag. An der linken Schläfe war der blaue Fleck, sonst keine Verletzung zu finden. Die Aussagen der Jüdin und ihres Knechtes Samuel lauteten so: Aaron war vor drei Tagen am Nachmittage ausgegangen, um Vieh zu kaufen, und hatte dabei gesagt, er werde wohl über Nacht ausbleiben, da noch einige böse Schuldner in B. und S. zu mahnen seien. In diesem Falle werde er in B. beim Schlächter Salomon übernachten. Als er am folgenden Tage nicht heimkehrte, war seine Frau sehr besorgt geworden und hatte sich endlich heute um drei nachmittags in Begleitung ihres Knechtes und des großen Schlächterhundes auf den Weg gemacht. Beim Juden Salomon wußte man nichts von Aaron; er war gar nicht dagewesen. Nun waren sie zu allen Bauern gegangen, von denen sie wußten, daß Aaron einen Handel mit ihnen im Auge hatte. Nur zwei hatten ihn gesehen, und zwar an demselben Tage, an welchem er ausgegangen. Es war darüber

sehr spät geworden. Die große Angst trieb das Weib nach Haus, wo sie ihren Mann wiederzufinden eine schwache Hoffnung nährte. So waren sie im Brederholz vom Gewitter überfallen worden und hatten unter einer großen, am Berghange stehenden Buche Schutz gesucht; der Hund hatte unterdessen auf eine auffallende Weise umhergestöbert und sich endlich, trotz allem Locken, im Walde verlaufen. Mit einem Male sieht die Frau beim Leuchten des Blitzes etwas Weißes neben sich im Moose. Es ist der Stab ihres Mannes, und fast im selben Augenblicke bricht der Hund durchs Gebüsch und trägt etwas im Maule: es ist der Schuh ihres Mannes. Nicht lange, so ist in einem mit dürren Laube gefüllten Graben der Leichnam des Juden gefunden. — Dies war die Angabe des Knechtes, von der Frau nur im allgemeinen unterstützt; ihre übergroße Spannung hatte nachgelassen, und sie schien jetzt halb verwirrt oder vielmehr stumpfsinnig. — „Aug' um Auge, Zahn um Zahn!“ dies waren die einzigen Worte, die sie zuweilen hervorstieß.

In derselben Nacht noch wurden die Schützen aufgeboten, um Friedrich zu verhaften. Der Anklage bedurfte es nicht, da Herr von S. selbst Zeuge eines Auftritts gewesen war, der den dringendsten Verdacht auf ihn werfen mußte; zudem die Gespenstergeschichte von jenem Abende, das Aneinanderschlagen der Stäbe im Brederholz, der Schrei aus der Höhe. Da der Amtschreiber gerade abwesend war, so betrieb Herr von S. selbst alles rascher, als sonst geschehen wäre. Dennoch begann die Dämmerung bereits anzubrechen, bevor die Schützen so geräuschlos

wie möglich das Haus der armen Margret umstellt hatten. Der Gutsherr selber pochte an; es währte kaum eine Minute, bis geöffnet ward und Margret völlig gekleidet in der Türe erschien. Herr von S. fuhr zurück; er hatte sie fast nicht erkannt, so blaß und steinern sah sie aus. „Wo ist Friedrich?“ fragte er mit unsicherer Stimme. — „Sucht ihn“, antwortete sie und setzte sich auf einen Stuhl. Der Gutsherr zögerte noch einen Augenblick. „Herein, herein!“ sagte er dann barsch; „worauf warten wir!“ Man trat in Friedrichs Kammer. Er war nicht da, aber das Bett noch warm. Man stieg auf den Söller, in den Keller, stieß ins Stroh, schaute hinter jedes Faß, sogar in den Backofen; er war nicht da. Einige gingen in den Garten, sahen hinter den Zaun und in die Apfelbäume hinauf; er war nicht zu finden. — „Entwischt!“ sagte der Gutsherr mit sehr gemischten Gefühlen; der Anblick der alten Frau wirkte gewaltig auf ihn. „Gebt den Schlüssel zu jenem Koffer!“ — Margret antwortete nicht. — „Gebt den Schlüssel!“ wiederholte der Gutsherr und merkte jetzt erst, daß der Schlüssel steckte. Der Inhalt des Koffers kam zum Vorschein; des Entflohenen gute Sonntagskleider und seiner Mutter ärmlicher Staat; dann zwei Leichenhemden mit schwarzen Bändern, das eine für einen Mann, das andere für eine Frau gemacht. Herr von S. war tief erschüttert. Ganz zu unterst auf dem Boden des Koffers lag die silberne Uhr und einige Schriften von sehr leserlicher Hand; eine derselben von einem Manne unterzeichnet, den man in starkem Verdacht der Verbindung mit den Holzfrevlern hatte. Herr von S.

nahm sie mit zur Durchsicht, und man verließ das Haus, ohne daß Margret ein anderes Lebenszeichen von sich gegeben hätte, als daß sie unaufhörlich die Lippen nagte und mit den Augen zwinkerte.

Im Schlosse angelangt, fand der Gutsherr den Amtsschreiber, der schon am vorigen Abend heimgekommen war und behauptete, die ganze Geschichte verschlafen zu haben, da der gnädige Herr nicht nach ihm geschickt. — „Sie kommen immer zu spät“, sagte Herr von S. verdrießlich. „War denn nicht irgendein altes Weib im Dorfe, das Ihrer Magd die Sache erzählte? Und warum weckte man Sie dann nicht?“ — „Gnädiger Herr,“ versetzte Kapp, „allerdings hat meine Anne Marie den Handel um eine Stunde früher erfahren als ich; aber sie wußte, daß Ihre Gnaden die Sache selbst leiteten, und dann“, fügte er mit klagender Miene hinzu, „daß ich so todmüde war!“ — „Schöne Polizei!“ murmelte der Gutsherr, „jede alte Schachtel im Dorf weiß Bescheid, wenn es recht geheim zugehen soll.“ Dann fuhr er heftig fort: „Das müßte wahrhaftig ein dummer Teufel von Delinquenten sein, der sich packen ließe!“

Beide schwiegen eine Weile. — „Mein Fuhrmann hatte sich in der Nacht verirrt“, hob der Amtsschreiber wieder an; „über eine Stunde lang hielten wir im Walde; es war ein Nordwetter; ich dachte, der Wind werde den Wagen umreißen. Endlich, als der Regen nachließ, fuhren wir in Gottes Namen darauflos, immer in das Zellerfeld hinein, ohne eine Hand vor den Augen zu sehen. Da sagte der Kutscher: „Wenn wir nur nicht den Steinbrüchen zu

nahe kommen!“ Mir war selbst bange; ich ließ halten und schlug Feuer, um wenigstens etwas Unterhaltung an meiner Pfeife zu haben. Mit einem Male hörten wir ganz nah, perpendicular unter uns die Glocke schlagen. Euer Gnaden mögen glauben, daß mir fatal zumut wurde. Ich sprang aus dem Wagen, denn seinen eigenen Beinen kann man trauen, aber denen der Pferde nicht. So stand ich, in Kot und Regen, ohne mich zu rühren, bis es gottlob sehr bald anfang zu dämmern. Und wo hielten wir? Dicht an der Heerser Tiefe und den Turm von Heerse gerade unter uns. Wären wir noch zwanzig Schritt weiter gefahren, wir wären alle Kinder des Todes gewesen.“ — „Das war in der That kein Spaß“, versetzte der Gutsherr, halb versöhnt.

Er hatte unterdessen die mitgenommenen Papiere durchgesehen. Es waren Mahnbriefe um geliehene Gelder, die meisten von Wucherern. — „Ich hätte nicht gedacht,“ murmelte er, „daß die Mergels so tief drin steckten.“ — „Ja, und daß es so an den Tag kommen muß,“ versetzte Kapp, „das wird kein kleiner Arger für Frau Margret sein.“ — „Ach Gott, die denkt jetzt daran nicht!“ Mit diesen Worten stand der Gutsherr auf und verließ das Zimmer, um mit Herrn Kapp die gerichtliche Leichenschau vorzunehmen. — Die Untersuchung war kurz, gewaltsamer Tod erwiesen, der vermutliche Täter entflohen, die Anzeigen gegen ihn zwar gravierend, doch ohne persönliches Geständnis nicht beweisend, seine Flucht allerdings sehr verdächtig. So mußte die gerichtliche Verhandlung ohne genügenden Erfolg geschlossen werden.

Die Juden der Umgegend hatten großen Anteil gezeigt. Das Haus der Witwe ward nie leer von Jammernden und Ratenden. Seit Menschengedenken waren nicht so viel Juden beisammen in L. gesehen worden. Durch den Mord ihres Glaubensgenossen aufs äußerste erbittert, hatten sie weder Mühe noch Geld gespart, dem Täter auf die Spur zu kommen. Man weiß sogar, daß einer derselben, gemeinhin der Wucherjoel genannt, einem seiner Kunden, der ihm mehrere Hunderte schuldete, und den er für einen besonders listigen Kerl hielt, Erlaß der ganzen Summe angeboten hatte, falls er ihm zur Verhaftung des Mergel verhelfen wolle; denn der Glaube war allgemein unter den Juden, daß der Täter nur mit guter Beihilfe entwischt und wahrscheinlich noch in der Umgegend sei. Als dennoch alles nichts half und die gerichtliche Verhandlung für beendet erklärt worden war, erschien am nächsten Morgen eine Anzahl der angesehensten Israeliten im Schlosse, um dem gnädigen Herrn einen Handel anzutragen. Der Gegenstand war die Buche, unter der Aarons Stab gefunden, und wo der Mord wahrscheinlich verübt worden war. — „Wollt ihr sie fällen? so mitten im Laube?“ fragte der Gutsherr. — „Nein, Jhro Gnaden, sie muß stehenbleiben im Winter und Sommer, solange ein Span daran ist.“ — „Aber, wenn ich nun den Wald hauen lasse, so schadet es dem jungen Aufschlag.“ — „Wollen wir sie doch nicht um gewöhnlichen Preis.“ — Sie boten zweihundert Taler. Der Handel ward geschlossen und allen Förstern streng eingeschärft, die Judenbuche auf keine Weise zu schä-

digen. Darauf sah man an einem Abende wohl gegen sechzig Juden, ihren Rabbiner an der Spitze, in das Brederholz ziehen, alle schweigend und mit gesenkten Augen. Sie blieben über eine Stunde im Walde und kehrten dann ebenso ernst und feierlich zurück, durch das Dorf B. bis in das Zellerfeld, wo sie sich zerstreuten und jeder seines Weges ging. Am nächsten Morgen stand an der Buche mit dem Beil eingehauen:

אם תֵּעָבֹר בַּמָּקוֹם הַזֶּה. פָּנַע בְּךָ בְּאִשֶּׁר אָתָּה עוֹשֶׂה לִּי

Und wo war Friedrich? Ohne Zweifel fort, weit genug, um die kurzen Arme einer so schwachen Polizei nicht mehr fürchten zu dürfen. Er war bald verschollen, vergessen. Ihm Simon redete selten von ihm und dann schlecht; die Judenfrau tröstete sich am Ende und nahm einen andern Mann. Nur die arme Margret blieb ungetröstet.

Etwa ein halbes Jahr nachher las der Guts herr einige eben erhaltene Briefe in Gegenwart des Amtschreibers. — „Sonderbar, sonderbar!“ sagte er. „Denken Sie sich, Kapp, der Mergel ist vielleicht unschuldig an dem Morde. Soeben schreibt mir der Präsident des Gerichtes zu P.: ‚Le vrai n’est pas toujours vraisemblable‘; das erfahre ich oft in meinem Berufe und jetzt neuerdings. Wissen Sie wohl, daß Ihr lieber Getreuer, Friedrich Mergel, den Juden mag ebensowenig erschlagen haben als ich oder Sie? Leider fehlen die Beweise, aber die Wahrscheinlichkeit ist groß. Ein Mitglied der Schlemmingschen Bande (die wir jetzt, nebenbei gesagt, größ-

tenteils unter Schloß und Riegel haben), Lumpenmoises genannt, hat im letzten Verhöre ausgesagt, daß ihn nichts so sehr gereue als der Mord eines Glaubensgenossen, Aaron, den er im Walde erschlagen und doch nur sechs Groschen bei ihm gefunden habe. Leider ward das Verhör durch die Mittagsstunde unterbrochen, und während wir tafelten, hat sich der Hund von einem Juden an seinem Strumpfband erhängt. Was sagen Sie dazu? Aaron ist zwar ein verbreiteter Name usw.“ — „Was sagen Sie dazu?“ wiederholte der Gutsherr, „und weshalb wäre der Esel von einem Burschen denn gelaufen?“ Der Amtschreiber dachte nach. — „Nun, vielleicht der Holzfrevel wegen, mit denen wir ja gerade in Untersuchung waren. Heißt es nicht: Der Böse läuft vor seinem eigenen Schatten? Mergels Gewissen war schmutzig genug auch ohne diesen Flecken.“

Dabei beruhigte man sich. Friedrich war hin, verschwunden und — Johannes Niemand, der arme, unbeachtete Johannes, am gleichen Tage mit ihm. — —

★

Eine schöne lange Zeit war verflossen, achtundzwanzig Jahre, fast die Hälfte eines Menschenlebens; der Gutsherr war sehr alt und grau geworden, sein gutmütiger Gehilfe Kapp längst begraben. Menschen, Tiere und Pflanzen waren entstanden, gereift, vergangen, nur Schloß B. sah immer gleich grau und vornehm auf die Hütten herab, die wie alte hektische Leute immer fallen zu wollen schienen und immer standen. Es war am Vorabende des Weihnachts-

festes, den 24. Dezember 1788. Tiefer Schnee lag in den Hohlwegen, wohl an zwölf Fuß hoch, und eine durchdringende Frostluft machte die Fensterscheiben in der geheizten Stube gefrieren. Mitternacht war nahe, dennoch flimmerten überall matte Lichtchen aus den Schneehügeln, und in jedem Hause lagen die Einwohner auf den Knien, um den Eintritt des heiligen Christfestes mit Gebet zu erwarten, wie dies in katholischen Ländern Sitte ist oder wenigstens damals allgemein war. Da bewegte sich von der Breder Höhe herab eine Gestalt langsam gegen das Dorf; der Wanderer schien sehr matt oder krank; er stöhnte schwer und schleppte sich äußerst mühsam durch den Schnee.

An der Mitte des Hanges stand er still, lehnte sich auf seinen Krückenstab und starrte unverwandt auf die Lichtpunkte. Es war so still überall, so tot und kalt; man mußte an Irlichter auf Kirchhöfen denken. Nun schlug es zwölf im Turm; der letzte Schlag verdröhnte langsam, und im nächsten Hause erhob sich ein leiser Gesang, der, von Hause zu Hause schwellend, sich über das ganze Dorf zog:

Ein Kindelein so löblich
Ist uns geboren heute,
Von einer Jungfrau säuberlich,
Des freun sich alle Leute;
Und wär' das Kindelein nicht geborn,
So wären wir alle zusammen verlorn:
Das Heil ist unser aller.
O du mein liebster Jesu Christ,
Der du als Mensch geboren bist,
Erlös uns von der Hölle!

Der Mann am Hange war in die Knie gesunken und versuchte mit zitternder Stimme einzufallen: es ward nur ein lautes Schluchzen daraus, und schwere, heiße Tropfen fielen in den Schnee. Die zweite Strophe begann; er betete leise mit; dann die dritte und vierte. Das Lied war geendigt, und die Lichter in den Häusern begannen sich zu bewegen. Da richtete der Mann sich mühselig auf und schlich langsam hinab in das Dorf. An mehreren Häusern leuchtete er vorüber, dann stand er vor einem still und pocht leise an.

„Was ist denn das?“ sagte drinnen eine Frauenstimme; „die Türe klappert, und der Wind geht doch nicht.“ — Er pochte stärker. — „Um Gottes willen, laßt einen halberfrorenen Menschen ein, der aus der türkischen Sklaverei kommt!“ — Geflüster in der Küche. — „Geht ins Wirtshaus“, antwortete eine andere Stimme; „das fünfte Haus von hier!“ — „Um Gottes Barmherzigkeit willen, laßt mich ein! Ich habe kein Geld.“ Nach einigem Zögern ward die Thür geöffnet, und ein Mann leuchtete mit der Lampe hinaus. — „Kommt nur herein,“ sagte er dann, „Ihr werdet uns den Hals nicht abschneiden.“

In der Küche befanden sich außer dem Manne eine Frau in den mittleren Jahren, eine alte Mutter und fünf Kinder. Alle drängten sich um den Eintretenden her und musterten ihn mit scheuer Neugier. Eine armselige Figur, mit schiefem Halse, gekrümmtem Rücken, die ganze Gestalt gebrochen und kraftlos; langes, schneeweißes Haar hing um sein Gesicht, das den verzogenen Ausdruck langen Leidens trug. Die Frau ging schweigend an den Herd und legte frisches

Keisig zu. — „Ein Bett können wir Euch nicht geben“, sagte sie; „aber ich will hier eine gute Streu machen; Ihr müßt Euch schon so behelfen.“ — „Gott's Lohn!“ versetzte der Fremde; „ich bin's wohl schlechter gewohnt.“ Der Heimgekehrte ward als Johannes Niemand erkannt, und er selbst bestätigte, daß er derselbe sei, der einst mit Friedrich Mergel entflohen.

Das Dorf war am folgenden Tage voll von den Abenteuern des so lange Verschollenen. Jeder wollte den Mann aus der Türkei sehen, und man wunderte sich beinahe, daß er noch aussehe wie andere Menschen. Das junge Volk hatte zwar keine Erinnerungen von ihm, aber die Alten fanden seine Züge noch ganz wohl heraus, so erbärmlich entstellt er auch war.

„Johannes, Johannes, was seid Ihr grau geworden!“ sagte eine alte Frau. „Und woher habt Ihr den schiefen Hals?“ — „Vom Holz- und Wassertragen in der Sklaverei“, versetzte er. „Und was ist aus Mergel geworden? Ihr seid doch zusammen fortgelaufen?“ — „Freilich wohl; aber ich weiß nicht, wo er ist; wir sind voneinander gekommen. Wenn Ihr an ihn denkt, betet für ihn,“ fügte er hinzu, „er wird es wohl nötig haben.“

Man fragte ihn, warum Friedrich sich denn aus dem Staube gemacht, da er den Juden doch nicht erschlagen? — „Nicht?“ sagte Johannes und horchte gespannt auf, als man ihm erzählte, was der Gutsherr geflissentlich verbreitet hatte, um den Fleck von Mergels Namen zu löschen. — „Also ganz umsonst,“ sagte er nachdenkend, „ganz umsonst so viel ausgestanden!“ Er seufzte tief und fragte nun seinerseits

nach manchem. Simon war lange tot, aber zuvor noch ganz verarmt, durch Prozesse und böse Schuldner, die er nicht gerichtlich belangen durfte, weil es, wie man sagte, zwischen ihnen keine reine Sache war. Er hatte zuletzt Bettelbrot gegessen und war in einem fremden Schuppen auf dem Stroh gestorben. Margret hatte länger gelebt, aber in völliger Geistesdumpfheit. Die Leute im Dorf waren es bald müde geworden, ihr beizustehen, da sie alles verkommen ließ, was man ihr gab, wie es denn die Art der Menschen ist, gerade die Hilflosesten zu verlassen, solche, bei denen der Beistand nicht nachhaltig wirkt, und die der Hilfe immer gleich bedürftig bleiben. Dennoch hatte sie nicht eigentlich Not gelitten; die Gutscherrschaft sorgte sehr für sie, schickte ihr täglich das Essen und ließ ihr auch ärztliche Behandlung zukommen, als ihr kümmerlicher Zustand in völlige Abzehrung übergegangen war. In ihrem Hause wohnte jetzt der Sohn des ehemaligen Schweinehirten, der an jenem unglücklichen Abende Friedrichs Uhr so sehr bewundert hatte. — „Alles hin, alles tot!“ seufzte Johannes.

Am Abend, als es dunkel geworden war und der Mond schien, sah man ihn im Schnee auf dem Kirchhofe umherhumpeln; er betete bei keinem Grabe, ging auch an keines dicht hinan, aber auf einige schien er aus der Ferne starre Blicke zu heften. So fand ihn der Förster Brandes, der Sohn des Erschlagenen, den die Gutscherrschaft abgeschickt hatte, ihn ins Schloß zu holen.

Beim Eintritt in das Wohnzimmer sah er scheu

umher, wie vom Licht geblendet, und dann auf den Baron, der sehr zusammengefallen in seinem Lehnstuhl saß, aber noch immer mit den hellen Augen und dem roten Käppchen auf dem Kopfe wie vor achtundzwanzig Jahren; neben ihm die gnädige Frau, auch alt, sehr alt geworden.

„Nun, Johannes,“ sagte der Gutsherr, „erzähl mir einmal recht ordentlich von deinen Abenteuern. Aber“, er musterte ihn durch die Brille, „du bist ja erbärmlich mitgenommen in der Türkei!“ — Johannes begann: wie Mergel ihn nachts von der Herde abgerufen und gesagt, er müsse mit ihm fort. — „Aber warum lief der dumme Junge denn? Du weißt doch, daß er unschuldig war?“ — Johannes sah vor sich nieder: „Ich weiß nicht recht, mich dünkt, es war wegen Holzgeschichten. Simon hatte so allerlei Geschäfte; mir sagte man nichts davon, aber ich glaube nicht, daß alles war, wie es sein sollte.“ — „Was hat denn Friedrich dir gesagt?“ — „Nichts, als daß wir laufen müßten, sie wären hinter uns her. So liefen wir bis Heerse; da war es noch dunkel, und wir versteckten uns hinter das große Kreuz am Kirchhofe, bis es etwas heller würde, weil wir uns vor den Steinbrüchen am Zellerfelde fürchteten, und wie wir eine Weile gefessen hatten, hörten wir mit einem Male über uns schnauben und stampfen und sahen lange Feuerstrahlen in der Luft gerade über dem Heerseer Kirchturm. Wir sprangen auf und liefen, was wir konnten, in Gottes Namen geradeaus, und wie es dämmerte, waren wir wirklich auf dem rechten Wege nach P.“

Johannes schien noch vor der Erinnerung zu schau-
dern, und der Gutsherr dachte an seinen seligen Kapp
und dessen Abenteuer am Heerser Hange. — „Son-
derbar!“ lachte er, „so nah wart ihr einander! aber
fahr fort.“ — Johannes erzählte nun, wie sie glück-
lich durch P. und über die Grenze gekommen. Von
da an hatten sie sich als wandernde Handwerksburschen
durchgebettelt bis Freiburg im Breisgau. „Ich hatte
meinen Brotsack bei mir“, sagte er, „und Friedrich
ein Bündelchen; so glaubte man uns.“ — In Frei-
burg hatten sie sich von den Osterreichern anwerben
lassen: ihn hatte man nicht gewollt, aber Friedrich
bestand darauf. So kam er unter den Train. „Den
Winter über blieben wir in Freiburg,“ fuhr er fort,
„und es ging uns ziemlich gut: mir auch, weil Fried-
rich mich oft erinnerte und mir half, wenn ich etwas
verkehrt machte. Im Frühling mußten wir marschie-
ren, nach Ungarn, und im Herbst ging der Krieg mit
den Türken los. Ich kann nicht viel davon nachsagen,
denn ich wurde gleich in der ersten Affäre gefangen
und bin seitdem sechsundzwanzig Jahre in der tür-
kischen Sklaverei gewesen!“ — „Gott im Himmel! das
ist doch schrecklich!“ sagte Frau von S. — „Schlimm
genug, die Türken halten uns Christen nicht besser
als Hunde; das schlimmste war, daß meine Kräfte
unter der harten Arbeit vergingen; ich ward auch
älter und sollte noch immer tun wie vor Jahren.“

Er schwieg eine Weile. „Ja,“ sagte er dann, „es
ging über Menschenkräfte und Menschengeduld; ich
hielt es auch nicht aus. — Von da kam ich auf ein
holländisches Schiff.“ — „Wie kamst du denn da-

hin?" fragte der Gutsherr. — „Sie fischten mich auf aus dem Bosphorus", versetzte Johannes. Der Baron sah ihn befremdet an und hob den Finger warnend auf; aber Johannes erzählte weiter. Auf dem Schiffe war es ihm nicht viel besser gegangen. „Der Skorbut riß ein; wer nicht ganz elend war, mußte über Nacht arbeiten, und das Schiffstau regierte ebenso streng wie die türkische Peitsche." „Endlich," schloß er, „als wir nach Holland kamen, nach Amsterdam, ließ man mich frei, weil ich unbrauchbar war, und der Kaufmann, dem das Schiff gehörte, hatte auch Mitleid mit mir und wollte mich zu seinem Pförtner machen. Aber" — er schüttelte den Kopf — „ich bettelte mich lieber durch bis hierher." „Das war dumm genug", sagte der Gutsherr. — Johannes seufzte tief: „O Herr, ich habe mein Leben zwischen Türken und Ketzern zubringen müssen; soll ich nicht wenigstens auf einem katholischen Kirchhofe liegen?" Der Gutsherr hatte seine Börse gezogen: „Da, Johannes, nun geh und komm bald wieder. Du mußt mir das alles noch ausführlicher erzählen; heute ging es etwas konfus durcheinander. Du bist wohl noch sehr müde?" — „Sehr müde", versetzte Johannes; „und", er deutete auf seine Stirn, „meine Gedanken sind zuweilen so kurios, ich kann nicht recht sagen, wie es so ist." — „Ich weiß schon," sagte der Baron, „von alter Zeit her. Jetzt geh! Hülsmeyers behalten dich wohl noch die Nacht über, morgen komm wieder."

Herr von S. hatte das innigste Mitleid mit dem armen Schelm; bis zum folgenden Tage war überlegt worden, wo man ihn einmieten könne; essen sollte

er täglich im Schlosse, und für Kleidung fand sich auch wohl Rat. — „Herr,“ sagte Johannes, „ich kann auch noch wohl etwas tun; ich kann hölzerne Löffel machen, und Ihr könnt mich auch als Boten schicken.“ Herr von S. schüttelte mitleidig den Kopf: „Das würde doch nicht sonderlich ausfallen.“ — „O doch, Herr, wenn ich erst im Gange bin — es geht nicht schnell, aber hin komme ich doch, und es wird mir auch nicht so sauer, wie man denken sollte.“ — „Nun,“ sagte der Baron zweifelnd, „willst du's versuchen? Hier ist ein Brief nach P. Es hat keine sonderliche Eile.“

Am folgenden Tage bezog Johannes sein Kämmerchen bei einer Witwe im Dorfe. Er schnitzelte Löffel, aß auf dem Schlosse und machte Botengänge für den gnädigen Herrn. Im ganzen ging's ihm leidlich; die Herrschaft war sehr gütig, und Herr von S. unterhielt sich oft lange mit ihm über die Türkei, den österreichischen Dienst und die See. — „Der Johannes könnte viel erzählen,“ sagte er zu seiner Frau, „wenn er nicht so grundeinfältig wäre.“ — „Mehr tiefsinnig als einfältig“, versetzte sie; „ich fürchte immer, er schnappt noch über.“ — „Ei bewahre!“ antwortete der Baron, „er war sein Leben lang ein Simpel; simple Leute werden nie verrückt.“

Nach einiger Zeit blieb Johannes auf einem Botengange über Gebühr lange aus. Die gute Frau von S. war sehr besorgt um ihn und wollte schon Leute aussenden, als man ihn die Treppe heraufstetzen hörte. — „Du bist lange ausgeblieben, Johannes,“ sagte sie; „ich dachte schon, du hättest dich im Brederholz verirrt.“ — „Ich bin durch den Föh-

rengrund gegangen.“ — „Das ist ja ein weiter Umweg; warum gingst du nicht durchs Brederholz?“ — Er sah trübe zu ihr auf: „Die Leute sagten mir, der Wald sei gefällt, und jetzt seien so viele Kreuz- und Querwege darin, da fürchtete ich, nicht wieder hinauszukommen. Ich werde alt und dufelig“, fügte er langsam hinzu. — „Sahst du wohl,“ sagte Frau von S. nachher zu ihrem Manne, „wie wunderbar und quer er aus den Augen sah? Ich sage dir, Ernst, das nimmt noch ein schlimmes Ende.“

Indessen nahte der September heran. Die Felder waren leer, das Laub begann abzufallen, und mancher Heftische fühlte die Schere an seinem Lebensfaden. Auch Johannes schien unter dem Einflusse des nahen Äquinoktiums zu leiden; die ihn in diesen Tagen sahen, sagen, er habe auffallend verstört ausgesehen und unaufhörlich leise mit sich selber geredet, was er auch sonst mitunter tat, aber selten. Endlich kam er eines Abends nicht nach Hause. Man dachte, die Herrschaft habe ihn verschickt; am zweiten auch nicht; am dritten Tage ward seine Hausfrau ängstlich. Sie ging ins Schloß und fragte nach. — „Gott bewahre,“ sagte der Gutsherr, „ich weiß nichts von ihm; aber geschwind den Jäger gerufen und Försters Wilhelm! Wenn der armselige Krüppel“, setzte er bewegt hinzu, „auch nur in einen trockenen Graben gefallen ist, so kann er nicht wieder heraus. Wer weiß, ob er nicht gar eines von seinen schiefen Beinen gebrochen hat! — Nehmt die Hunde mit“, rief er den abziehenden Jägern nach, „und sucht vor allem in den Gräben; seht in die Steinbrüche!“ rief er lauter.

Die Jäger kehrten nach einigen Stunden heim; sie hatten keine Spur gefunden. Herr von S. war in großer Unruhe: „Wenn ich mir denke, daß einer so liegen muß wie ein Stein und kann sich nicht helfen! Aber er kann noch leben; drei Tage hält's ein Mensch wohl ohne Nahrung aus.“ Er machte sich selbst auf den Weg; in allen Häusern wurde nachgefragt, überall in die Hörner geblasen, gerufen, die Hunde zum Suchen angeheßt — umsonst! — Ein Kind hatte ihn gesehen, wie er am Rande des Brederholzes saß und an einem Löffel schnitzelte; „er schnitt ihn aber ganz entzwei“, sagte das kleine Mädchen. Das war vor zwei Tagen gewesen. Nachmittags fand sich wieder eine Spur: abermals ein Kind, das ihn an der andern Seite des Waldes bemerkt hatte, wo er im Gebüsch gesessen, das Gesicht auf den Knien, als ob er schlief. Das war noch am vorigen Tage. Es schien, er hatte sich immer um das Brederholz herumgetrieben.

„Wenn nur das verdammte Buschwerk nicht so dicht wärel da kann keine Seele hindurch“, sagte der Gutsherr. Man trieb die Hunde in den jungen Schlag; man blies und hallote und kehrte endlich mißvergnügt heim, als man sich überzeugt, daß die Tiere den ganzen Wald abgesucht hatten. — „Laßt nicht nach! laßt nicht nach!“ bat Frau von S.; „besser ein paar Schritte umsonst, als daß etwas versäumt wird.“ — Der Baron war fast ebenso beängstigt wie sie. Seine Unruhe trieb ihn sogar nach Johannes' Wohnung, obwohl er sicher war, ihn dort nicht zu finden. Er ließ sich die Kammer des Verschollenen

auffchließen. Da stand sein Bett noch ungemacht, wie er es verlassen hatte, dort hing sein guter Rock, den ihm die gnädige Frau aus dem alten Jagdkleide des Herrn hatte machen lassen; auf dem Tische ein Napf, sechs neue hölzerne Löffel und eine Schachtel. Der Gutsherr öffnete sie; fünf Groschen lagen darin, sauber in Papier gewickelt, und vier silberne Westenknöpfe; der Gutsherr betrachtete sie aufmerksam. „Ein Andenken von Mergel“, murmelte er und trat hinaus, denn ihm ward ganz beengt in dem dumpfen, engen Kämmerchen. Die Nachsuchungen wurden fortgesetzt, bis man sich überzeugt hatte, Johannes sei nicht mehr in der Gegend, wenigstens nicht lebendig. So war er denn zum zweitenmal verschwunden; ob man ihn wiederfinden würde — vielleicht einmal nach Jahren seine Knochen in einem trockenen Graben? Ihn lebend wiederzusehen, dazu war wenig Hoffnung, und jedenfalls nach achtundzwanzig Jahren gewiß nicht.

Vierzehn Tage später kehrte der junge Brandes morgens von einer Besichtigung seines Reviers durch das Brederholz heim. Es war ein für die Jahreszeit ungewöhnlich heißer Tag: die Luft zitterte, kein Vogel sang, nur die Raben krächzten langweilig aus den Ästen und hielten ihre offenen Schnäbel der Luft entgegen. Brandes war sehr ermüdet. Bald nahm er seine von der Sonne durchglühete Kappe ab, bald setzte er sie wieder auf. Es war alles gleich unerträglich, das Arbeiten durch den kniehohen Schlag sehr beschwerlich. Ringsumher kein Baum außer der Judenbuche. Dahin strebte er denn auch aus allen Kräf-

ten und ließ sich todmatt auf das beschattete Moos darunter nieder. Die Kühle zog so angenehm durch seine Glieder, daß er die Augen schloß. „Schändliche Pilze!“ murmelte er halb im Schlaf. Es gibt nämlich in jener Gegend eine Art sehr saftiger Pilze, die nur ein paar Tage stehen, dann einfallen und einen unerträglichen Geruch verbreiten. Brandes glaubte, solche unangenehmen Nachbarn zu spüren, er wandte sich ein paarmal hin und her, mochte aber doch nicht aufstehen; sein Hund sprang unterdessen umher, kratzte am Stamm der Buche und bellte hinauf. — „Was hast du da, Bello? eine Kaze?“ murmelte Brandes. Er öffnete die Wimper halb, und die Judenschrift fiel ihm ins Auge, sehr ausgewachsen, aber doch noch ganz kenntlich. Er schloß die Augen wieder; der Hund fuhr fort zu bellen und legte endlich seinem Herrn die kalte Schnauze ans Gesicht. — „Laß mich in Ruh'! was hast du denn?“ Hierbei sah Brandes, wie er so auf dem Rücken lag, in die Höhe, sprang dann mit einem Satze auf und wie besessen ins Gestrüpp hinein. Totenbleich kam er auf dem Schlosse an: in der Judenbuche hänge ein Mensch; er habe die Beine gerade über seinem Gesichte hängen sehen. — „Und du hast ihn nicht abgeschnitten, Esel?“ rief der Baron. — „Herr,“ keuchte Brandes, „wenn Euer Gnaden dagewesen wären, so wüßten Sie wohl, daß der Mensch nicht mehr lebt. Ich glaubte anfangs, es seien die Pilze!“ Dennoch trieb der Gutsherr zur größten Eile und zog selbst mit hinaus.

Sie waren unter der Buche angelangt. „Ich sehe

nichts", sagte Herr von S. — „Hierher müssen Sie treten, hierher an diese Stelle!" — Wirklich, dem war so: der Gutsherr erkannte seine eigenen abgetragenen Schuhe. — „Gott, es ist Johannes! — Setzt die Leiter an! — so — nun herunter! sacht, sacht! laßt ihn nicht fallen! — Lieber Himmel, die Würmer sind schon daran! Macht dennoch die Schlinge auf und die Halsbinde." — Eine breite Narbe ward sichtbar; der Gutsherr fuhr zurück. — „Mein Gott!" sagte er; er beugte sich wieder über die Leiche, betrachtete die Narbe mit großer Aufmerksamkeit und schwieg eine Weile in tiefer Erschütterung. Dann wandte er sich zu den Förstern: „Es ist nicht recht, daß der Unschuldige für den Schuldigen leide; sagt es nur allen Leuten: der da" — er deutete auf den Toten — „war Friedrich Mergel." — Die Leiche ward auf dem Schindanger verscharrt.

Dies hat sich nach allen Hauptumständen wirklich so begeben im September des Jahres 1789. Die hebräische Schrift an dem Baume heißt:

„Wenn du dich diesem Orte nahehest, so wird es dir ergehen, wie du mir getan hast."

Der Spiritus familiaris
des Kostäufers

I

- 1 So hat er sich umsonst gequält, umsonst verkauft die
werte Stätte,
Wo seiner Kindheit Linde steht und seiner Eltern Sterbe-
bette,
Umsonst hat er so manchen Tag den frostbeklemmten
Hauch gesogen,
In seiner starren Hand den Zaum, umknistert von des
Schnees Wogen,
Beim Morgenrot, beim Abendrot,
Nur um ein Stückchen ehrlich Brot!
- 2 Der Täufcher kniet am Pflastergrund, er streicht des
Koffes heiße Flanken,
Von des Gebälkes Sparren läßt die Leuchte irre Schat-
ten wanken;
Bei Gott, es lebt! — im Aug' ein Blik — es schaudert,
zittert, hüben, drüben,
Dann streckt es sich, die Müstern stehn, vom wilden
Schreie aufgetrieben,
Und aus den Gliedern wirbelt Dampf,
Der Lebenswärme letzter Kampf.
- 3 Der Täufcher kniet und streichelt fort, nicht trauen will
er seinem Auge,
Und schwellend in die Wimper steigt der Mannesträne
bittere Lauge,

- Sacht langt die Decke er herbei und schlägt sie um des
 Tieres Weichen,
 Dann läßt er der Laterne Schein ob den gespannten
 Sehnen streichen;
 Es ist vorbei, kein Odemhauch,
 Und schon verschwimmt der Flanken Rauch.
- 4 Vom Boden hebt er sich, er steht, der schwer gebeugte
 Mann der Sorgen,
 Und langsam hat er seine Stirn, hat sie in hohler Hand
 geborgen,
 Was heut war? was morgen wird? wie könnt' er dessen
 sich entsinnen!
 Und der Verzweiflung Schlange fühlt er kalt zum Herzen
 niederrinnen;
 Was war? was ist? — er fährt empor,
 Ein Klirren dicht an seinem Ohr!
- 5 Und an dem nächsten Ständer lehnt, des toten Rappens
 Zaum und Zügel
 Gelassen wägend in der Hand, ein Mann mit Hafermaß
 und Striegel,
 So stämmig, wie durch Frost und Staub der Kärner
 treibt die berben Glieder,
 In seinen breiten Nacken hängt der breite Schlapphut
 tröpfelnd nieder,
 Und ruhig auf den Täuscher ist
 Sein graubewimpert Auge blizt.
- 6 „Herr!“ hebt er an, „Ihr dauert mich, ein feines Tier
 ist Euch gefallen,
 Doch weiß ich eins, ihm gleich wie sich am Paternoster
 zwei Korallen;
 Ich nenne Euch den Ort, das Haus, Ihr habt es um
 zweihundert Gulden,

Dann wüßt' ich einen Herrn, der drum sein halbes Erbe
würde schulden."

Der Täuscher horcht und stammelt dann:

„Ich bin ein ganz verarmter Mann!"

7 „Wie, Eure prächt'ge Kuppel hin? wie, die ich in den
Ostertagen

So frisch das Pflaster stampfen sah? fürwahr, da seid
Ihr zu beklagen!

O, Euer Brauner mit dem Stern, der zierlich vor den
Damen kniete!

O, Euer Weißgebórner, dem's wie Funken aus den
Müstern sprühte!"

Der Täuscher hat sich abgewandt,
Er zupft am Zaume, ballt die Hand.

8 Und sinnend steht der Schlapphut, mißt mit steifem Blick
der Kiste Bohlen,

„Herr!" flüstert er, „schließt Eure Faust um blankge-
rändete Pistolen!

Die Stunde zehrt, es schwillt der Mond, bald ist des
Jahres Schluß gekommen,

Habt Ihr auf Euren Zügen denn von der Gesell-
schaft nichts vernommen?"

Der Täuscher blickt verwirrt umher

Und: „Die Gesellschaft?" murmelt er.

9 „Wie, die so manchen braven Mann aus seinen Nöten
hat gezogen

Und keinen Heller Zinsen nimmt, zwei Worte nur auf
weißem Bogen,

Die Euch, und lebt Ihr hundert Jahr, mit keiner Mah-
nung wird beschämen,

Die kennt Ihr nicht? die kennt Ihr nicht? Fürwahr, das
muß mich Wunder nehmen!"

Der Täufcher horcht, er spricht kein Wort,
Und flüsternd fährt der andre fort:

10 „Hört an, wenn in Silvesternacht das Mondlicht steigt
in volle Bahnen,
Kein Dach, kein Baum es schatten mag, wenn silbern
stehn der Türme Fahnen,
Zum Schleusentor geht dann hinaus, den Strom zur
Rechten, links die Föhren,
Wer Euch begegnet — achtet's nicht; wer Euch begrüßt
— laßt Euch nicht stören,
Und hinterm Friedhof liegt ein Haus,
Ein wenig öde sieht es aus.

11 „Verstorbenen Wuchrers Erb', um das sich sieben Lumpe
hitzig streiten,
Und drinnen flimmt ein schwaches Licht, Ihr seht es frei-
lich nicht von weiten,
Alljährlich nur in dieser Nacht, sonst stehen Tür und Tor
vorrammelt,
In einem Hinterbaue brennt's, wo die Gesellschaft sich
versammelt;
Ihr trefft sie, bis der Hahn gekräht —“
Der Täufcher wendet sich und geht.

12 Wie trunken schwankt er durch den Hof, schwankt in die
buntgefüllte Halle;
Der Kannen Klappern, das Geschrei — ihm ist, als ob
die Decke falle;
Und seufzend löst vom Gürtel er die Lederkase, und be-
klommen
Läßt er den ärmlichen Gehalt so Stück vor Stück zu
Tage kommen;
Dann springt er auf, sein Sporenklang
Klirrt trohig das Gehöft entlang.

13 Doch was er rufen, pfeifen mag, leer ist der Stall, nur
 aus den Kaufen
 Hängt wirres Heu wie sträubend Haar, und drunten
 dampfen Strohes Haufen,
 Nur der Laterne feuchter Docht wirft Flämmchen auf mit
 leichtem Knallen
 Und läßt ein seltsam zuckend Licht um den gestreckten
 Kappen fallen,
 Und in der Fensterscheibe steht
 Des Mondes bleiche Majestät.

II

- 1 Das nenn' ich eine Winternacht! das eine Jahresleiche!
 Gnade
 Der Himmel jedem, den die Not treibt über diese blanken
 Pfade!
 Sie glitzern auf, der Schlange gleich im weißen Pyra-
 midensande,
 Und drüber hängt, ein Totenlicht, der Mond an unsicht-
 barem Bande,
 Mit Fünkchen ist die Luft gefüllt,
 Die Sterbeseufzer zieht und quillt.
- 2 Nie hat, seit Menschendenken, sich Silvesternacht so scharf
 ergossen,
 Der Tag hat Flocken ausgestreut, der Abend sie mit Glas
 umschlossen;
 In den Gehöften Taub' und Huhn auf ihrer Stange
 ächzend ducken,
 Der Hund in seinem Schober heult und fühlt den Wurm
 im Hirne zucken;
 Zwei Spannen hat in dieser Nacht
 Das Eis dem Strome zugebracht.

- 3 Verglommen steht am Thor die Wack' und haucht in die
 erstarrten Hände,
 „Wer da?“ — „Ein Freund!“ und hastig stampft er längs
 der Brücke Steingelände;
 Betroffen sieht ihn der Rekrut wie einen Mast am Strome
 schwanken:
 „Der ist betrunken oder irr!“ er steht ein Weilchen in
 Gedanken,
 Bekreuzt sich, zieht die Uhr heraus
 Und lehnt sich an sein Schilderhaus.
- 4 Ins offne Land der Täuscher tritt, er atmet auf und
 schaut nach oben;
 Kein Wölkchen hängt am Riesenbau der dunkeln Saphir-
 kuppel droben,
 Er wendet sich und sieht die Stadt wie eine Nebelmasse
 liegen
 Und drüber, auf Sankt Thomas' Turm, das Wetterkreuz
 sich schimmernd wiegen,
 Den Mantel zieht er ans Gesicht
 Und schreitet fort im Mondenlicht.
- 5 Was liegt dort überm Weg? — ein Mensch, ein Mann
 in dünnem Zwillischrocke —
 Der Täuscher zuckt, doch zaudert nicht; wohl sieht des
 Greisen dünne Locke,
 Die Gläse, leuchtend aus dem Schnee, er sieht sie im
 Vorüberschreiten,
 Und wie mit tausend Stricken zieht es nieder, nieder ihn,
 zur Seiten;
 Ans Herz hat er die Faust geballt,
 Und weiter, weiter sonder Halt!
- 6 Die Scholle unterm Fuße kracht und scheint ihn wim-
 mernd anzuklagen,

Die Luft mit ihrem heisern Hauch ihm Sterberöcheln
zuzutragen,
In dem verglasten Föhrenwald ein irres Leben surrt und
klingelt,
Und seiner eignen Kehle Hauch mit Funkenstaube ihn
umzingelt;
Voran, voran, der Würfel liegt,
Verloren oder feck gesiegt!

7 Da wie ein Glöckchen tönt's von fern, und dann ein Licht-
chen kömmt geschwommen
Den blanken Schlangenspfad entlang, ist an des Hügels
Bug geklommen,
Das Glöckchen schwirrt, das Flämmchen schwankt, Ge-
stalten dunkel sich bewegen,
Ein Priester mit dem Sakrament zieht dem verstörten
Mann entgegen,
Und wie's an ihm vorüber schwebt,
Der Mönch die Hostie segnend hebt.

8 Der Täuscher schaudert, und ihn reißt's wie Bleigewichte
an den Knien
Doch weiter, weiter! — und vorbei läßt er den Gnaden-
engel ziehen;
Noch einmal schaudert er — ein Knall — des Stromes
Flächen spaltend zittern,
Ein Windstoß durch der Föhren Haar, und die kristallinen
Stäbchen klittern, —
Da tritt zum Friedhof er hinaus,
Und vor ihm liegt das öde Haus.

9 Er starrt es an — ein düst'rer Bau! mit Zackengiebel,
Eisenstangen,
Vom offenen Tore Nägelreihn wie rostige Gebisse hangen;
Der Täuscher zaudert, dann umschleicht behutsam wie ein
Fuchs im Winde

Die Mauern er; — ist's nicht, als ob ein Licht im Innern
sich entzünde?

Er schüttelt sich, er tritt hinein
Und steht im finstern Gang allein;

- 10 Tappt am Gemäuer, wendet sich; dort flimmt es durch
der Türe Spalten,
Sacht beugt er zu der Niße, lauscht, den schweren Odem
angehalten;
Kein Ton, kein Räuspern, nur ein Laut wie scharfge-
führter Feder Schrillen,
Und ein Geriesel, wie wenn Sand auf Estrich stäubt
durch schmale Rillen;
Sacht greift er an die Klinke, sacht
Hat er gepocht und aufgemacht.

III

- 1 Wie friedlich in der Erde Schoß die still geringen Leut-
chen schlafen!
Endlich ein Pfühl nach hartem Stroh, nach saurer Fahrt
endlich ein Hasen!
Dem Flockenwulste, sichtbar kaum, entheben sich die nie-
dern Hügel,
Doch Gottes Engel kennt sie wohl, und schirmend breitet
er die Flügel
Den Kreuzlein zu, die Pflock an Pflock
Sich reihen um den Marmorblock.
- Am Sockel leucht der Drachenvurm und scheint zum
Grund hinabzukrallen,
Zum toten Wucherer unterm Stein, von eigener Frevel-
hand gefallen,
Wohl hat ihm Gold ein ehrlich Grab erworben an der
Friedhofsmauer,

- Doch drüber zuckt sein Flammenschwert Sankt Michael
in Zorn und Trauer,
So silbergrau, ein Nachtgesicht,
Steht das versteinerte Gericht.
- 3 Vom öden Hause, seinem einst, wo blut'ge Tränen sind
geflossen,
Hat sich ein seltsam dämmernd Licht bis an den Marmel-
stein ergossen,
Es ist, als ob das Monument bei der Berührung zitternd
schwänke,
Im Schnees wühlend eine Hand dem Schuldner sich ent-
gegenranke;
Er kommt, er naht, die Pforte dröhnt,
Er hat sich an den Stein gelehnt.
- 4 Bleich wie der Marmor über ihm, und finster wie das
Kreuz zur Seiten,
Von Stirn und Wimper, Zähren gleich, geschmolzen
Reifes Tropfen gleiten;
Was er in dieser schweren Nacht gelitten oder auch ge-
sündigt,
Er hat es keinem je geklagt und keinem reuig es ver-
kündet;
Ins Dunkel starrt er, wie man wohl
So starrt gedankenlos und hohl.
- 5 Ihm ist, als fühl' er noch die Hand, die seinen Federzug
geleitet,
Als fühle er den Nadelstich, der seines Blutes Quell
bereitet,
Und leise zitternd tastet er zum Gurte — hörst du nicht
ein Knirren,
Viel schrillender als Uhrgetöse, viel zarter als der Spange
Klirren? —

O, seine Heimat, still umlaubt!
O, seines Vaters graues Haupt?

6 Bewußtlos an des Engels Knie drückt er die Stirn,
Klemmt er die Hände,
Der toten Säule Klingeln hört er schleichen durch die
Fichtenwände;
Gegenüber ihm am Horizonte schleifen schwarze Wolken-
spalten,
Wie lässig eine träge Hand zum Sarge schleift des Bahrt-
tuchs Falten;
Er streicht das Auge, reckt sich auf
Und schaut zum Atherdom hinauf.

7 Noch hängt die Mondesampel klar am goldgestickten
Kuppelringe.
Noch leuchtet von Sankt Thomas' Turm das Kreuz wie
eine Doppellinge,
Noch ist die Stunde nicht, wo sich der Hahn auf seiner
Stange schüttelt,
O eilig, eilig, eh' die Uhr das letzte Sandkorn hat ge-
rüttelt!
Er wendet sich, da — horch, ein Klang,
Und wieder einer, schwer und bang!

8 Und mit dem zwölften Schläge hat der Wolkenmantel
sich gebreitet,
Der immer höher, riesig hoch, sich um die Himmelkuppel
weitert,
Und, horch! — ein langgedehnter Schrei, des Hahnes
mitternächt'ge Klage;
Im selbigen Moment erbebt und lischet der Schein am
Sarkophage,
Und Engel, Drache, Flammenschwert
Sind in die wüste Nacht gekehrt.

IV

- 1 Ho! Gläserklang und Jubelsang und „Hurra hoch!“
fährt's durch die Scheiben,
Getroffen schwankt der goldne Leu, die Buben ausein-
anderstäuben
Und drängen sich und balgen sich, das fliegende Konfekt
zu fangen;
Ein Glas, 'ne Frucht, 'ne Börse gar, die blieb am Speer
des Schildes hängen,
Und schreiend nach der Stange sticht
Das kleine gierige Gezücht.
- 2 Da klirrt aus des Balkones Thür ein Mann mit Bert'
und Eisensporen,
Ihm nach ein andrer, Flasch' im Arm, in Kausches-
Seligkeit verloren,
„Gesindel!“ ruft der eine — „halt! ich will euch lehren
Börsenstechen!“ —
„Frisch, Jungens, frisch!“ der andre drauf: „die Birn ist
mein, wer kann sie brechen?
Ihn schlag' ich heut, ich, Hans von Spaa,
Zum Ritter von Lumpatia.“
- 3 „Besinnt Euch!“ spricht der erste; — „Was besinnen?
hab' ich mich besonnen,
Als Euer Falber wie'n gestochner Stier zusammenbrach
am Bronnen?
Besann ich mich zu zahlen, Herr? O Euer Vieh! drei-
hundert Kronen!“
Die Stimme bricht in trunknem Weh, er schluchzt: „Mag
Euch der Teufel lohnen!“
Und schraubt den Pfropfenzieher ein;
Der Täuscher murmelt finster drein

- 4 Und wendet sich. „He, holla, halt!“ schreit's hinter ihm,
 „nicht von der Stelle!
 Hoch Euer Galgenmännlein, hoch der kleine rauchige Ge-
 selle!
 Und wieder hoch! und dreimal hoch! — Mräunchen,
 Hütchen meinetwegen,
 Mag's ferner goldne Eier Euch und andern tote Bälge
 legen!“
 Der Täufcher lächelt, aschenfahl,
 Und schlendert pfeifend in den Saal.
- 5 Noch zwei Minuten, und du siehst den Gassenpöbel vor
 ihm weichen,
 Ihn scheu wie ein umstelltes Wild entlang die Häuser-
 reihen streichen:
 So schleicht kein Trinker schweren Hirns und freudeseft
 sich vom Gelage,
 So grüßt kein freies Herz, nicht steht auf offner Stirn
 so trübe Frage;
 Man meint, das Tor gewinne jetzt
 Ein Schelm, von Gläubigern geheßt.
- 6 Erst als die Fichte ihn umstarrt, an seiner Sohle Na-
 deln rauschen,
 Hat er den Schritt gehemmt und steht, in sich gebeugt, zu
 lauschen — lauschen —
 So lauscht kein Liebender dem Klang der Glocke, die zur
 Minne ladet,
 Kein Kranker so des Priesters Schritt, der mit dem Heil-
 tum ihn begnadet:
 Ein Delinquent so lauschen mag
 Der letzten Stunde Pendelschlag.
- 7 Am Sonnenbrande schlummernd liegt der Wald in des
 Aroma Wellen,

Und Harz entquillt den Nadeln, wie aus Schläfers
Wimpern Tränen quellen,
Die sonnentrunke Klippe nickt, die Vögel träumen von
Gesange,
In sich gerollt das Eichhorn liegt, umflattert von dem
Franzenhange,
An jeder Nadel weißer Rauch
Verdunstet Terpentines Hauch.

8 Durch das Gezweig ein Sonnenstrahl bohrt in des
Horchers Scheitellocke,
Die aus dem dunklen Wulste glimmt wie Seegewürmes
Feuerfloße;
Er steht und lauscht, er lauscht und steht, vernimmst du
nicht ein feines Schrillen,
Ein Rieseln, wie wenn Sandgekörn auf Estrich stäubt
durch schmale Rillen
So scharf es geht, so bohrend ein,
Wie Sensenwehen am Gestein.

9 Der Täuscher richtet sich, er seufzt, dann drängend nach
des Forstes Mitte,
An eklem Pilze klirrt der Sporn, und Blasen schwellen
unterm Tritte,
Hier wuchern Kress' und Binsenwust, Gewürme klebt an
jedem Halme,
Insektenwirbel wimmelt auf und nieder in des Mooses
Qualme,
Und zischend, mit geschwelltem Kamm,
Die Eidechs sucht den hohlen Stamm.

10 Der Wandrer bricht die Rank', er reißt und wütet in den
Brombeerhecken,
Da seitwärts durch Geröhres Speer erglänzt des Kolkes
Tintenbecken,

Ein wüster Kübel, wie getränkt mit schwefligen Asphalt
Jauche,
Langbeinig süßelnd Farbenvolk regt sich in Fadenschlamm
und Lauche,
Und faule Spiegel, blau und grün,
Wie Regenbogen drüber ziehn.

11 Inmitten starrt ein dunkler Fleck, vom Riesenauge die
Pupille,
Dort steigt die Wasserlilj' empor, dem Fußtritt lauschend
durch die Stille;
Wen sie verlockt mit ihrem Schein, der hat sein letztes
Lied gesungen,
Drei Tage suchte man das Kind umsonst in Kraut und
Wasserbungen,
Wo Egel sich und Kanker jekt
An seinen bleichen Gliedchen lekt.

12 Der Täuscher steht, den Arm verschränkt, und stuart ver-
düstert in die Lache,
Sein Haar voll Laub und Kletten bauscht sich finster an
der Krempe Dache,
Gleich einem Senkblei scheint der Blick des Kolktes tief-
sten Grund zu messen,
Zur Seite schaut er, rückwärts dann, kein Strauch, kein
Hälmdchen wird vergessen,
Greift dann behend zum Gürtelband
Und hält ein Fläschlein in der Hand.

13 Kaum hat das Ohr sich überzeugt, im Glase klinge das
Gerispel,
Ein Wimmeln kaum das Aug' erhascht, wie spinnefüßeln-
des Gewispel,
Da, hui! pfeift's im Schwung und hui! fährt's an der
Lilie Krone nieder,

Das Wasser zischt, es brodeln auf, es reißt die moder-
grünen Glieder,
Und rückwärts, rückwärts sonder Halt
Naschelt der Täuscher durch den Wald.

14 Erst im Verhaue, wo die Luft spielt mit der Beere Würz-
arome

Und auf den goldnen Schwingen trägt das Festgeläut vom
nahen Dome,

Dort sinkt er schluchzend auf die Knie, so fest, so fest die
Händ' gefaltet,

O selten hat ein Seufzer so des Herzens tiefsten Grund
gespaltet!

Was dieser Seufzer trägt, es muß
Sich nahen wie ein glüher Kuß.

15 Und Zähren Perl' an Perle sich entlang die braunen
Wangen schmiegen,

So mochte der verlorne Sohn zu seines Vaters Füßen
liegen;

Da plötzlich zuckt der Beter — greift zum Gurte — tastet
dann aufs neue —

Mit dumpfem Laute, klirrend fährt vom Grund er wie
ein wunder Leue,

Und in den Fingern angstgekrampft
Die triefende Phirole dampft!!

V

1 Tief tiefe Nacht, am Schreine nur der Maus geheimes
Nagen rüttelt,

Der Horizont ein rinnend Sieb, aus dem sich Kohlen-
staub entschüttelt;

Die Träume ziehen, schwer wie Blei und leicht wie Dunst,
um Flaum und Streue,
In Gold der hagere Poet, der dürre Klepper wühlt im
Heue,
Vom Kranze träumt die Braut, vom Helm
Der Krieger, und vom Strick der Schelm.

- 2 In jener Kammer, wo sich matt der Fenster tiefes Grau
schattieret,
Hörst du ein Rieseln, wie die Luft der Steppe zarten
Staub entführt?
Und ein Gefäusel, wie im Glas gefangner Bremse Flügel
wispelt?
Vielleicht 'ne Sanduhr, die verrinnt? ein Mäuschen, das
im Kalke rispelt?
So scharf es geht, so bohrend ein,
Wie Sensenwehen am Gestein.
- 3 Und dort am Hange — Phosphorlicht, wie's franken
Gliedern sich entwickelt:
Ein grünlich Leuchten, das wie Flaum mit hundert Fäden
wirrt und prickelt,
Gestaltlos, nur ein glüher Punkt inmitten, wo die Fasern
quellen,
Mit klingendem Gefäusel sich an der Phiole Wände
schnellen,
Und drüber, wo der Schein zerfleußt,
Ein dunkler Augenspiegel gleißt.
- 4 Und immer kimmelt's, wimmelt's fort, die grüne Wand
des Glases streifend,
Ein glüher gieriger Polyp, vergebens nach der Beute
greifend;
Und immer starrt das Auge her, als ob kein Augenlid es
schatte,

Ein dunkles Haar, ein Nacken hebt sich langsam an des
Tisches Platte,

Dann plötzlich schließt sich eine Hand,
Und im Moment der Schein verschwand.

5 Es tappt die Diel' entlang, es stampft wie Männertritt
auf weichen Sohlen,

Behutsam tastend an der Wand will jemand Nates sich
erholen,

Dann leise klingt der Türe Schloß, die losgezognen Rie-
gel pfeifen,

Durch das Gemach, verzitternd, scheu, gießt sich ein matter
Dämmerstreifen,

Und in dem Rahmen, duftumweht,
Im Nachtgewand der Täuscher steht.

6 Wie ist die stämmige Gestalt zum sehnenharten Knorren
worden!

Wie manches, manches graue Haar schattiert sich an der
Schläfe Borden!

O, diese Falten um den Mund, wo leise Kummerzüge
lauern —

So mocht' an Babels Strömen einst der grollende Pro-
phete trauern —

So der Verfehmt' sonder Raß,
Wie ihn Salvator¹ aufgefaßt.

7 Genüber, feingeschnikelt, lehnt die Gnadenmutter mit
dem Kinde,

Das fein vergoldet Händchen streckt wie segnend aus der
Mauerspindel,

Und drunten, in Kristall gehegt, von funkelndem Gestein
umbunden,

Ein überköstlich Heiligtum, ein Nagel aus des Heilands
Wunden;

1 Salvator Rosa.

Zu seiner Ehre Nacht für Nacht
Das Lämpchen am Gestelle wacht.

- 8 Nie hat in aller Schuld und Not der Täufcher einen
Tag beschlossen,
Daß nicht an dieser Schwelle ihm ein glüher Seufzer
wär' entfloßen,
Selbst auf der Fahrt, auf nächt'gem Ritt, dämmert sein
Auge in die Weite,
Von des Polacken Rücken hat er mühsam sich gebeugt zur
Seite
Und sein beladnes Haupt geneigt,
Woher das Kind die Händlein reicht.
- 9 Ein scheuer Bettler, Tag für Tag so steht er an des
Himmels Pforte,
Er schlägt kein Kreuz, er beugt kein Knie, nicht kennt
sein Odem Gnadenworte,
Schlaftrunknes Murmeln nur — und glüh fühlt er's
durch die Phiolenranken,
Die seinem Leibe angetraut wie nagend Krebsgeschwür
dem Kranken;
Und von dem fargen Lebensherd
Ein Jahreszeit ist weggezehrt.
- 10 Auch jetzt, in dieser Stunde, steht er lautlos, mit gestreck-
ten Knieen,
Nur leises Atzen, und voran! — schau, schau, wie seine
Muskeln ziehen!
Voran! — das Heiltum — der Kristall — er lehnt sich an
die Wand, er schwindelt,
Ein angstvoll Zupfen — ein Gestöhn — er hat den Nagel
losgewindelt
Und stößt ihn dicht am Heil'genschrein
In der Phiolen Siegel ein.

11 Hui! knallt der Pfropfen, hui, fährt das Glas in Mil-
lionen Splitter!
Gewinsel hier, Gewinsel dort und spinnefüßelndes Ge-
splitter;
Es hackt und prickelt nach dem Mann, der unterm Gna-
denbilde wimmert,
Bis Faser sich an Faser lischt, des Zentrums letzter Hauch
schimmert,
Und an der Gotteslampe steigt
Das Haupt des Täuschers, s c h n e e g e b l e i c h t.

VI

1 Weh, Glockensturm! Trompetenstoß! und Spritzen rasseln
durch die Gassen,
Der aufgeschreckte Pöbel drängt und kreiselt sich in wüsten
Massen,
Hoch schlägt die Brunst am Siebel auf, Gewieher kreischt
aus Stall und Scheunen,
Der Eimer fliegt hinab, hinauf, umhergestoßne Kinder
weinen,
Und zögernd steigt das Morgenrot,
Dem doppelte Glut entgegenloht.

2 Es war beim ersten Hahnenschrei, als alle Bürger auf-
geschüttelt,
Mit Schloßpfeifen Knall auf Knall; so greulich hat es
nie gewittert!
Grad' ob des reichen Böhmen Dach, des Täuschers, ballte
sich das Wetter,
Wo Blitz an Blitze niederzackt, mit ohrbetäubendem Ge-
schmetter,
Nun überall an Scheun' und Haus
Prasselt der Flammenhag hinaus.

- 3 Im Hof die Knechte hin und her mit Art und Beilen
 fluchend rennen,
 Wer schob die innern Kiegel vor? Die Türen weichen
 nicht und brennen.
 „Der Herr! der Herr!“ ruft's hier und dort: „Wo ist der
 Herr?“ Daß Gott ihm gnade,
 An seinem Kammerfenster leckt die Loh' aus der geschloss-
 nen Lade!
 Und eben krachte ins Portal
 Die Stiege zu dem obern Saal!
- 4 Entsetzt Gemurmeln läuft umher und schwillt in des Ge-
 dränges Wogen,
 Dann alles totenstill, sie stehn, die Brauen finster ein-
 gezogen;
 So um den Scheiterhaufen einst gruppierten sich des
 Südens Söhne:
 „Da brennt der Schächer, dessen Vieh das Land verlockt
 mit fremder Schöne
 Und, kaum verkauft, am dritten Tag,
 Ein totes Aas, im Stalle lag!
- 5 „Der Gaukler brennt, aus dessen Gurt ein wunderbarlich
 Geklingel surrte,
 Daß man in rabenschwarzer Nacht ihn kennen mocht' an
 seinem Gurte,
 Der keine Kirche je betrat, vor keinem Gnadenbild sich
 neigte;
 Wenn ihm begegnet Christi Leib, von Schwindel stam-
 melt' und erbleichte,
 Im gottgesandten Element
 Der Täuscher mit der Kuppel brennt!“

VII

1 Am Wiesenhang 'ne Linde steht, so lieblich winkend mit
den Zweigen,
Auf jedem Ast ein Vogelnest, um jede Blüt' ein Bienen-
reigen,
Sie scheint den düstern Föhrenwald aus ihren Kelchen
anzulächeln,
Des nahen Städtleins Angelus ein säuselnd Ave zuzu-
fächeln,
Und für den nahen Friedhof auch
Hat sie versüßt des Westes Hauch.

2 Und Blatt an Blatt vom Blütenzweig verstreut sie auf
des Greises Stirne,
Der in dem Wurzelmoose lehnt sein Haupt mit siedenden
dem Gehirne;
Zur Seite liegt der Stab, gefüllt mit Bettelbrote liegt
der Ranzen,
Und Schemen hier und Schemen dort mit Elfenschritten
drüber tanzen,
Wie sie der Brust geheimster Hut
Entschlüpfen in des Fiebers Blut.

3 Den Anger seiner Kindheit sieht er in den Lindenzweigen
spielen,
Die süße Heimat, und das Haupt der Eltern auf den
Sterbepfählen;
Was er verloren und erstrebt, was er gesündet und ge-
tragen,
Wie eine Nacht sein Haar gebleicht, die eignen Knechte
ihn geschlagen.
O Nacht, die Ehre, Kräfte, Hab'
Zerbrach und ihm die Seele gab!

- 4 Er sieht sein faltiges Gesicht im Wasserspiegel wider-
 scheinen,
 Wie er sich selber nicht erkannt und kindisch dann begann
 zu weinen;
 Ach, all die Tränen, so nachher aus tieferer Quelle sind
 geflossen,
 Ob sie ihn Christi Blut vereint? des Himmels Pforten
 aufgeschlossen?
 Wohl Schweres trug er mit Geduld,
 Doch willenlos, durch eigne Schuld!
- 5 Mit vierzig Jahren sicher Greis, ist er von Land zu Land
 geschlichen,
 Hat seines Namens Fluch gehört und ist zur Seite schen
 gewichen,
 Aus mancher Hand, die ihm gedient, hat er das Bettel-
 brot gebrochen
 Und ist, ein todeskranker Mann, an dieses Hügels Bug
 gekrochen,
 An diesen Hügel — ew'ge Macht!
 Er schaudert auf — Silvesternacht!
- 6 Der Föhrenwald — das öde Haus — dort stand der Prie-
 ster, dort am Hagen —
 O, in der Sterbestunde hat sein irrer Fuß ihn her-
 getragen,
 Das ist kein Schemen, dieses nicht; dort streckt Sankt
 Michael die Flügel,
 Dort krecht am Fußgestell der Drach' und schlägt die
 Kralle in den Hügel;
 Des Greises Auge dunkelt, wild
 Die Agonie zum Haupte quillt.
- 7 Das Buch — das Buch — er sieht das Buch — o Gottes-
 mütter, Gnade! Gnade!

Er liebte dich, er liebte dich in Sünd' und Schmach! —
gleich einem Kade

Die Zeichen kreisen — Gott, o Gott, er sieht ein Händ-
chen niederreichen,

Mit leisem goldnen Fingerzug die blutgetränkten Lettern
streichen!

Und auf des Täuschers bleichen Mund

Ein Lächeln steigt in dieser Stund'.

8 Um Mittag hat der Mähder ihn am Lindenstamme auf-
gehoben

Und in des Karrens Futtergrün dem Leichenhause zu-
geschoben,

Auf der Gemeinde Kosten ist ein grobes Sterbehemd be-
reitet,

Ein kurzer träger Glockenschlag hat zu der Grube ihn
geleitet,

Wo sich der Engelsflügel neigt

Und nicht des Drachen Kralle reicht.

Balladen und andere Gedichte

Der Graf von Thal

1 Das war der Graf von Thal,
So ritt an der Felsenwand;
Das war sein ehlich Gemahl,
die hinter dem Steine stand.

Sie schaut' im Sonnenstrahl
Hinunter den linden Hang,
„Wo bleibt der Graf von Thal?
Ich hör' ihn doch reiten entlang!

Ob das ein Hufschlag ist?
Vielleicht ein Hufschlag fern?
Ich weiß doch wohl ohne List,
Ich hab' gehört meinen Herrn!“

Sie bog zurück den Zweig.
„Bin blind ich oder auch taub?“
Sie blinzelt' in das Gesträuch
Und horcht' auf das rauschende Laub.

Ob' war's, im Hohlweg leer,
Einsam im rispelnden Wald;
Doch überm Weiher, am Wehr,
Da fand sie den Grafen bald.

In einen Schatten sie trat.
Er und seine Gefellen,
Die flüstern und halten Rat,
Viel lauter rieseln die Wellen.

Sie starrten über das Land,
Genau sie spähten, genau,
Sah'n jedes Zweiglein am Strand,
Doch nicht am Wehre die Frau.

Zur Erde blickte der Graf,
So sprach der Graf von Thal:
„Seit dreizehn Jahren den Schlaf
Nachlose Schmach mir stahl.“

„War das ein Seufzer lind?
Gesellen, wer hat's gehört?“
Sprach Kurt: „Es ist nur der Wind,
Der über das Schilfblatt fährt.“ —

„So schwör' ich beim höchsten Gut,
Und wär's mein ehlich Weib,
Und wär's meines Bruders Blut,
Viel minder mein eigener Leib:

Nichts soll mir wenden den Sinn,
Daß ich die Rache ihm spar';
Der Freche soll werden inn',
Zins tragen auch dreizehn Jahr'.

Bei Gott! das war ein Gestöhn!“
Sie schossen die Blicke in Hast.
Sprach Kurt: „Es ist der Föhn,
Der macht seufzen den Tannenast.“ —

„Und ist sein Aug' auch blind,
Und ist sein Haar auch grau,
Und mein Weib seiner Schwester Kind —“
Hier tat einen Schrei die Frau.

Wie Wetterfahnen schnell
Die Dreie wendeten sich.
„Zurück, zurück, mein Gesell!
Dieses Weibes Richter bin ich.

Hast du gelauscht, Allgund?
Du schweigst, du blickst zur Erd'?
Das bringt dir bittere Stund'!
Allgund, was hast du gehört?" —

„Ich lausch' deines Rosses Klang,
Ich spääh' deiner Augen Schein,
So kam ich hinab den Hang.
Nun tue, was Not mag sein.“ —

„O Frau!“ sprach Jakob Port,
„Da habt Ihr schlimmes Spiel!
Grad' sprach der Herr ein Wort,
Das sich vermaß gar viel.“

Sprach Kurt: „Ich sag' es rund,
Viel lieber den Wolf im Stall,
Als eines Weibes Mund
Zum Hüter in solchem Fall.“

Da sah der Graf sie an,
Zu Einem und zu Zwein;
Drauf sprach zur Fraue der Mann:
„Wohl weiß ich, du bist mein.

Als du gefangen lagst
Um mich ein ganzes Jahr
Und keine Silbe sprachst:
Da ward deine Treu' mir klar.

So schwöre mir denn sogleich:
Sei's wenig oder auch viel,
Was du vernahmst am Teich,
Dir sei's wie Rauch und Spiel.

Als seie nichts geschahn,
So muß ich völlig meinen;
Darf dich nicht weinen sehn,
Darfst mir nicht bleich erscheinen.

Denk' nach, denk' nach, Allgund!
Was zu verheissen Not.
Die Wahrheit spricht dein Mund,
Ich weiß, und brächt' es Tod."

Und konnte sie sich besinnen,
Verheissen hätte sie's nie;
So war sie halb von Sinnen,
Sie schwur, und wußte nicht wie.

2 Und als das Morgengrau
In die Kehnate sich stahl,
Da hatte die werthe Frau
Geseufzt schon manches Mal;

Manch Mal gerungen die Hand,
Ganz heimlich wie ein Dieb;
Rot war ihrer Augen Rand,
Todblaß ihr Antlitz lieb.

Drei Tage kredenzt' sie den Wein
Und saß beim Mahle drei Tag',
Drei Nächte in steter Pein
In der Waldkapelle sie lag.

Wenn er die Wacht besorgt,
Der Torwart sieht sie gehn,
Im Walde steht und horcht
Der Wildddieb dem Gestöhn'.

Am vierten Abend sie saß
An ihres Herren Seit',
Sie dreht' die Spindel, er las,
Dann sahn sie auf, alle beid'.

„Allgund, bleich ist dein Mund!“
„Herr, 's macht der Lampe Schein.“
„Deine Augen sind rot, Allgund!“
„'s drang Rauch vom Herde hinein.

Auch macht mir's schlimmen Mut,
Daß heut vor fünfzehn Jahren
Ich sah meines Vaters Blut;
Gott mag die Seele wahren!

Lang ruht die Mutter im Dom,
Sind Wen'ge mir verwandt,
Ein' Muhn' noch und ein Ohm:
Sonst ist mir keins bekannt.“

Starr sah der Graf sie an:
„Es steht dem Weibe fest,
Daß um den ehlichen Mann
Sie Ohm und Vater läßt.“

„Ja, Herr! so muß es sein.
Ich gäb' um Euch die zweie
Und mich noch obendrein,
Wenn's sein müßt', ohne Neue.

Doch daß nun dieser Tag
Nicht gleich den andern sei,
Lest, wenn ich bitten mag,
Ein Sprüchlein oder zwei.“

Und als die Fraue klar
Darauf das heil'ge Buch
Bot ihrem Gatten dar,
Es auf von selber schlug.

Mit Einem Blicke er maß
Der nächsten Sprüche einen;
„Mein ist die Rach'“, er las;
Das will ihm seltsam scheinen.

Doch wie so fest der Mann
Auf Frau und Bibel blickt,
Die saß so still und spann,
Dort war kein Blatt geknickt.

Um ihren schönen Leib
Den Arm er düster schlang:
„So nimm die Laute, Weib,
Sing' mir einen lust'gen Sang!“ —

„O Herr! mag's Euch behagen,
Ich sing' ein Liedlein wert,
Das erst vor wenig Tagen
Mich ein Minstrel gelehrt.

Der kam so matt und bleich,
Wollt' nur ein wenig ruhn
Und sprach: im oberen Reich
Sing' man nichts Anderes nun.“

Drauf, wie ein Schrei verhallt,
Es durch die Kammer klingt,
Als ihre Finger kalt
Sie an die Saiten bringt:

„Johann! Johann! was dachtest du
An jenem Tag,
Als du erschlugst deine eigne Ruh'
Mit Einem Schlag?
Verderbtest auch mit dir zugleich
Deine drei Gesellen;
O, sieh nun ihre Glieder bleich
Am Monde schwellen!

Weh dir, was dachtest du, Johann,
Zu jener Stund'?

Nun läuft von dir verlornem Mann
Durchs Reich die Kund'!
Ob dich verbergen mag der Wald,
Dich wird's ereilen;
Horch nur, die Vögel singen's bald,
Die Wölf' es heulen!

O weh! das hast du nicht gedacht,
Johann! Johann!
Als du die Rache wahr gemacht
Am alten Mann.
Und wehe! nimmer wird der Fluch
Mit dir begraben,
Dir, der den Ohm und Herrn erschlug,
Johann von Schwaben!"

Aufrecht die Fraue bleich
Vor ihrem Gatten stand,
Der nimmt die Laute gleich,
Er schlägt sie an die Wand.

Und als der Schall verklang,
Da hört man noch zulezt,
Wie er die Hall' entlang
Den zorn'gen Fußtritt setzt.

3 Von heut' am siebenten Tag'
Das war eine schwere Stund',
Als am Balkone lag
Auf ihren Knien Allgund.

Laut waren des Herzens Schläge:
„O Herr! erbarme dich mein,
Und bracht' ich Böses zuwege,
Mein sei die Buß' allein.“

Dann beugt sie tief hinab,
Sie horcht und horcht und lauscht:
Vom Wehre tost es herab,
Vom Forste drunten es rauscht.

War das ein Fußtritt? nein!
Der Hirsch setzt über die Kluft.
Sollt' ein Signal das sein?
Doch nein, der Auerhahn ruft.

„O mein Erlöser, mein Hort!
Ich bin mit Sünde beschwert,
Sei gnädig und nimm mich fort,
Eh' heim mein Gatte gekehrt!

Ach, wen der Böse umgarnt,
Dem alle Kraft er bricht!
Doch hab' ich ja nur gewarnt,
Verraten, verraten ja nicht!

Weh! das sind Rossesritte.“
Sie sah sie fliegen durchs Tal
Mit wildem grimmigen Ritte,
Sie sah auch ihren Gemahl.

Sie sah ihn dräuen, genau,
Sie sah ihn ballen die Hand;
Da sanken die Knie der Frau,
Da rollte sie über den Rand.

Und als, zum Schlimmen entschlossen,
Der Graf sprengt' in das Thor,
Kam Blut entgegen geflossen,
Drang unterm Sitter hervor.

Und als er die Hände sah falten
Sein Weib in letzter Not,
Da konnt' er den Zorn nicht halten,
Bleich ward sein Gesicht so rot.

„Weib, das den Tod sich erkor!“
„'s war nicht mein Wille,“ sie sprach,
Noch eben bracht' sie's hervor.
„Weib, das seine Schwüre brach!“

Wie Abendlüfte verwehen,
Noch einmal haucht' sie ihn an:
„Es mußt' eine Sünde geschehen —
Ich hab' sie für dich getan!“

Der Tod' des Erzbischofs Engelbert von Köln

I Der Anger dampft, es kocht die Ruhr,
Im scharfen Ost die Halme pfeifen,
Da trabt es sachte durch die Flur,
Da taucht es auf wie Nebelstreifen,
Da nieder rauscht es in den Fluß,
Und stemmend gen der Wellen Guf
Es fliegt der Bug, die Hufe greifen.

Ein Schnauben noch, ein Satz, und frei
Das Roß schwingt seine nassen Flanken,
Und wieder eins, und wieder zwei,
Bis fünfundzwanzig stehn wie Schranken:
Voran, voran durch Heid und Wald,
Und wo sich wüßt das Dickicht ballt,
Da brechen knisternd sie die Ranken.

Am Eichenstamm, im Überwind,
Um einen Ast den Arm geschlungen,
Der Hsenburger steht und sinnt
Und naget an Erinnerungen.
Ob er vernimmt, was durchs Gezweig
Ihm Rinkerad, der Ritter bleich,
Raunt leise wie mit Vögelzungen?

„Graf,“ flüstert es, „Graf, haltet dicht,
Mich dünkt, als woll' es Euch betören;
Bei Christi Blute, laßt uns nicht
Heim wie gepeitschte Hunde kehren!
Wer hat gefesselt Eure Hand,
Den freien Stegreif Euch verrannt?“ —
Der Isenburg scheint nicht zu hören.

„Graf,“ flüstert es, „wer war der Mann,
Dem zu dem Kreuz die Rose¹ paßte?
Wer machte Euren Schwäher dann
In seinem eignen Land zum Gaste?
Und, Graf, wer höhnte Euer Recht,
Wer stempelt' Euch zum Pfaffenknecht?“ —
Der Isenburg biegt an dem Aste.

„Und wer, wer hat Euch zuerkannt,
Im härnen Sünderhemd zu stehen,
Die Schandekerz in Eurer Hand,
Und alte Betteln anzuflehen
Um Kyrie und Litanei!“ —
Da krachend bricht der Ast entzwei
Und wirbelt in des Sturmes Wehen.

Spricht Isenburg: „Mein guter Fant,
Und meinst du denn, ich sei begraben?
O laß mich nur in meiner Hand —
Doch ruhig, still, ich höre traben!“
Sie stehen lauschend, vorgebeugt:
Durch das Gezweig der Helmbusch steigt
Und flattert drüber gleich dem Raben.

1 Zu dem Kreuz von Köln die Rose, das Wappen von Berg, dessen Besitz Engelbert dem Bruder von Isenburgs Gemahltn vorenthielt.

2 Wie dämmer-schaurig ist der Wald
An neblichten Novembertagen,
Wie wunderbar die Wildnis hallt
Von Astgestöhn und Windesklagen!
„Horch, Knabe, war das Waffentklang?“ —
„Nein, gnäd'ger Herr! ein Vogelsang.
Von Sturmesflügeln hergetragen.“ —

Fort trabt der mächtige Prälat,
Der kühne Erzbischof von Köllen,
Er, den der Kaiser sich zum Rat
Und Reichsverweser mochte stellen,
Die ehrne Hand der Klerisei —
Zwei Edelknaben, Reis'ger zwei
Und noch drei Abte als Gesellen.

Gelassen trabt er fort, im Traum
Von eines Wunderdomes Schöne,
Auf seines Rosses Hals den Zaum,
Er streicht ihm sanft die dicke Mähne,
Die Windesodem senkt und schwellt;
Es schaudert, wenn ein Tropfen fällt
Von Ast und Laub, des Nebels Träne.

Schon schwindelnd steigt das Kirchenschiff,
Schon bilden sich die krausen Zacken —
Da, horch, ein Pfiff und hui, ein Griff,
Ein Helmbusch hier, ein Arm im Nacken!
Wie Schwarzwildrudel bricht's heran,
Die Abte fliehn wie Spreu, und dann
Mit Reisigen sich Reis'ge packen.

Ha, schnöder Strauß! zwei gegen zehn!
Doch hat der Fürst sich losgerungen,
Er peitscht sein Tier, und mit Gestöhn
Hat's übern Hohlweg sich geschwungen;

Die Gerte pfeift — „Weh, Rinkerad!“ —
Vom Rosse gleitet der Prälat
Und ist ins Dickicht dann gedrungen.

„Hussa, hussa, erschlagt den Hund,
Den stolzen Hund!“ und eine Meute
Fährt's in den Wald, es schließt ein Rund,
Dann vor- und rückwärts und zur Seite;
Die Zweige krachen — ha, es naht —
Am Buchenstamm steht der Prälat
Wie ein gestellter Eber heute.

Er blickt verzweifelnd auf sein Schwert,
Er löst die kurze breite Klinge,
Dann prüfend untern Mantel fährt
Die Linke nach dem Panzerringe;
Und nun wohlan, er ist bereit,
Ja, männlich focht der Priester heut,
Sein Streich war eine Flammenschwinge.

Das schwirrt und klingelt durch den Wald,
Die Blätter stäuben von den Eichen,
Und über Arm und Schädel bald
Blutrote Rinnen tröpfeln, schleichen;
Entwaffnet der Prälat noch ringt,
Der starke Mann, da zischend dringt
Ein falscher Dolch ihm in die Weichen.

Ruft Isenburg: „Es ist genug,
Es ist zuviel!“ und greift die Zügel;
Noch sah er, wie ein Knecht ihn schlug
Und riß den Wicht am Haar vom Bügel.
„Es ist zuviel, hinweg, geschwind!“
Fort sind sie, und ein Wirbelwind
Fegt ihnen nach wie Eulenflügel. — —

Des Sturmes Odem ist verrauscht,
Die Tropfen glänzen an dem Laube,
Und über Blutes Lachen lauscht
Aus hohem Loch des Spechtes Haube;
Was knistert nieder von der Höh'
Und schleppt sich wie ein krankes Reh?
Ach, armer Knabe, wunde Taube!

„Mein gnädiger, mein lieber Herr,
So mußten dich die Mörder packen?
Mein frommer, o mein Heiliger!“
Das Tüchlein zerrt er sich vom Nacken,
Er drückt es auf die Wunde dort,
Und hier und drüben, immerfort,
Ach, Wund' an Wund' und blut'ge Zacken!

„Ho, holla ho!“ Dann beugt er sich
Und späht, ob noch der Odem rege;
War's nicht, als wenn ein Seufzer schlich,
Als wenn ein Finger sich bewege? —
„Ho, holla ho!“ — „Hallo, hoho!“
Schallt's wiederum, des war er froh:
„Sind unsre Reuter allewege!“

- 3 Zu Köln am Rheine kniet ein Weib
Am Rabensteine unterm Rade,
Und überm Rade liegt ein Leib,
An dem sich weiden Kräh' und Made;
Zerbrochen ist sein Wappenschild,
Mit Trümmern seine Burg gefüllt,
Die Seele steht bei Gottes Gnade.

Den Leib des Fürsten hüllt der Rauch
Von Ampeln und von Weihrauchschwelen —

Um seinen qualmt der Moderhauch,
Und Hagel peitscht der Rippen Höhlen;
Im Dome steigt ein Trauerchor,
Und ein Tedeum stieg empor
Bei seiner Qual aus tausend Kehlen.

Und wenn das Rad der Bürger sieht,
Dann läßt er rasch sein Kößlein traben,
Doch eine bleiche Frau, die kniet
Und scheucht mit ihrem Tuch die Raben:
Um sie mied er die Schlinge nicht,
Er war ihr Held, er war ihr Licht —
Und, ach! der Vater ihrer Knaben!

Das Fegefeuer des westfälischen Adels

Wo der selige Himmel, das wissen wir nicht,
Und nicht, wo der greuliche Höllenschlund,
Ob auch die Wolke zittert im Licht,
Ob siedet und qualmet Vulkanes Mund;
Doch wo die westfälischen Edeln müssen
Sich sauber brennen ihr rostig Gewissen,
Das wissen wir alle, das ward uns kund.

Grau war die Nacht, nicht öde und schwer
Ein Aschenschleier hing in der Luft;
Der Wanderbursche schritt flink einher,
Mit Wollust saugend den Heimatduft;
O bald, bald wird er schauen sein Eigen,
Schon sieht am Lutterberge er steigen,
Sich leise schattend, die schwarze Klust.

Er richtet sich, wie Trompetenstoß
Ein Holla ho! seiner Brust entsteigt —
Was ihm im Nacken? ein schnaubend Ross,
An seiner Schulter es rasselt, keucht,

Ein Kappe — grünliche Funken irren
Über die Flanken, die knistern und knirren,
Wie wenn man den murrenden Kater streicht.

„Jesus Maria!“ — er setzt seitab,
Da langt vom Sattel es überzwerch —
Ein eherner Griff, und in wüstem Trab
Wie Wind und Wirbel zum Lutterberg!
An seinem Ohre hört er es raunen
Dumpf und hohl, wie gedämpfte Posaunen,
So an ihm raunt der gespenstige Scherg’:

„Johannes Deweth! ich kenne dich!
Johann! du bist uns verfallen heut!
Bei deinem Heile, nicht lach’ noch sprich,
Und rühre nicht an, was man dir beut;
Vom Brote nur magst du brechen in Frieden,
Ewiges Heil ward dem Brote beschieden,
Als Christus in froner Nacht es geweiht!“ —

Ob mehr gesprochen, man weiß es nicht,
Da seine Sinne der Bursche verlor,
Und spät erst hebt er sein bleiches Gesicht
Vom Estrich einer Halle empor;
Um ihn Gesumme, Geschwirr, Gemunkel,
Von tausend Flämmchen ein mattes Gefunkel
Und drüber schwimmend ein Nebelflor.

Er reibt die Augen, er schwankt voran;
An hundert Tischen, die Halle entlang,
All’ edle Geschlechter, so Mann an Mann;
Es rühren die Gläser sich sonder Klang,
Es regen die Messer sich sonder Klirren,
Wechselnde Reden summen und schwirren
Wie Glockengeläut, ein wirrer Gesang.

Ob jedem Haupte des Wappens Glast,
Das langsam schwellende Tropfen speit,
Und wenn sie fallen, dann zuckt der Gast
Und drängt sich einen Moment zur Seit';
Und lauter, lauter dann wird das Krauschen,
Wie Stürme die zornigen Seufzer tauschen,
Und wirrer summet das Glockengeläut.

Strack steht Johann wie ein Lanzenknecht,
Nicht möchte der gleißenden Wand er traun,
Noch wäre der glimmernde Sitz ihm recht,
Wo rutschten die Knappen mit zuckenden Braun.
Da muß, o Himmel, wer sollt' es denken!
Den frommen Herrn, den Friedrich von Brenken,
Den alten stattlichen Ritter, er schaun.

„Mein Heiland, mach' ihn der Sünden bar!“
Der Jüngling seufzet in schwerem Leid;
Er hat ihm gedienet ein ganzes Jahr;
Doch ungern kredenzt er den Becher ihm heut!
Bei jedem Schlucke sieht er ihn schüttern,
Ein blaues Wölkchen dem Schlund entzittern,
Wie wenn auf Kohlen man Weihrauch streut.

O manche Gestalt noch dämmert ihm auf,
Dort sitzt sein Pate, der Metternich,
Und eben durch den wimmelnden Hauf
Johann von Spiegel, der Schenke, strich;
Prälaten auch, je viere und viere,
Sie blättern und rispeln im grauen Breviere
Und zuckend krümmen die Finger sich.

Und unten im Saale, da knöcheln frisch
Schaumburger Grafen um Leut' und Land,
Graf Simon schüttelt den Becher risch
Und reibt mitunter die knisternde Hand;

Ein Knappe nahet, er surret leise —
Ha, welches Gesumse im weiten Kreise,
Wie hundert Schwärme an Klippenrand!

„Geschwind den Sessel, den Humpen wert,
Den schleichenden Wolf¹ geschwinde herbei!“
Horch wie es draußen rasselt und fährt!
Barhaupt stehet die Massonei,
Hundert Lanzen drängen nach binnen,
Hundert Lanzen, und mitten darinnen
Der Aseburger, der blutige Weih!

Und als ihm alles entgegen zieht,
Da spricht Johannes ein Stoßgebet:
Dann risch hinein! sein Armel sprüht,
Ein Funken über die Finger ihm geht.
Voran — da „sieben“ schwirren die Lüfte,
„Sieben, sieben, sieben,“ die Klüfte,
„In sieben Wochen, Johann Deweth!“

Der sinkt auf schwellenden Nasen hin
Und schüttelt gegen den Mond die Hand,
Drei Finger, die bröckeln und stäuben hin,
Zu Asch' und Knöchelchen abgebrannt.
Er rafft sich auf, er rennt, er schießet,
Und, ach, die Vaterklause begrüßet
Ein grauer Mann, von keinem gekannt,

Der nimmer lächelt, nur des Gebets
Mag pflegen drüben im Klosterchor,
Denn „sieben, sieben“, flüstert es stets
Und „sieben Wochen“ ihm in das Ohr.
Und als die siebente Woche vorronnen,
Da ist er versiegt wie ein dürrer Bronnen —
Gott hebe die arme Seele empor!

1 Der schleichende Wolf ist das Wappen der Familie Aseburg.

Die Stiftung Cappenbergs

Der Mond mit seinem blassen Finger
Langt leise durch den Mauerspalt
Und koset, streifend längs dem Zwinger,
Norbertus' Stirne feucht und kalt.

Der lehnt an bröckelndem Gestein,
Salpetersfloeken seine Daunen,
An seinem Ohre Heimchen raunen,
Und wimmelnd rennt das Tausendbein.

Und überm Haupte fühlt er's beben,
Da geht es hoch, da zecht es frisch,
In Pulsen schäumend pocht das Leben,
Die Humpen tanzen auf dem Tisch.
Der Graf von Arnsberg gibt ein Fest,
Dem Schwiegersohn der graue Schwäher;
So mehr er trinkt, so wird er zäher,
So wirrer steht sein Lockennest.

Gern hat sein Kind er dem Dynasten,
Dem reichen Cappenberg, vertraut,
Nun trägt sein Anker Doppellasten,
Und seinen Feinden hat's gegraut.
Da kömmt auf seinem Eselein
Norbert und macht den Sohn zum Pfaffen;
Allein er wußte Rat zu schaffen,
Er pferchte den Apostel ein.

Wie, keine Enkel soll er wiegen?
Soll in des Eidams Hora gehn
Und sehn sein Kind am Boden liegen
Und Paternosterkugeln drehn?
Nein, heute ist der Tag, wo muß,
Wo wird die Sache sich erled'gen,
Und sollt' er mit dem Schwerte pred'gen,
Ein umgekehrter Carolus.

Und „Gottfried,“ spricht er, „Junge, Ritter,
So sieh doch einmal in die Höh!
Du schaust ja in den Wein so bitter
Wie Requiem und Kyrie.
Was spinnst du an dem alten Berg?
Laß die Kapuze grauen Sündern,
Und deine Burg, die laß den Kindern,
Dein schönes, festes Cappenberg!“

Und drunten in dem feuchten Turme
Der Heil'ge flüstert: „Großer Gott,
Allgegenwärt'ger du im Wurme
Als in der Krone blankem Spott;
Wie größer deine Allmacht zeigt
Sein Füßchen, das lebendig zittert,
Als eine Mauer, die verwittert,
Und ob ein Babel drüber steigt!“

„Ja,“ spricht der Graf, den Humpen schwenkend:
„Wär' Norbert hier, dein Eselmann,
Ich ließ ihm füllen, dein gedenkend,
Und trinken möcht' er, was er kann;
Doch da ihm Pech und Schwefel glüht,
Was andern Schächern mild und süße,
So bleibt er besser im Verliese,
Ein wohlkasteiter Eremit.“

Und drunten spricht's mit mildem Tone:
„Du der, des Himmels höchste Zier,
Gezogen bist zur Dornenkrone
Auf einem still demüt'gen Tier,
Du, der des Mondes Lieblichkeit
In meinen Kerker liehest rinne,
Gezähmt mir die vertrauten Spinnen,
Du, Milder, seist gebenedeit!“

Und Gottfried, kämpfend mit den Tränen,
Ergreift den Humpen, noch gefüllt,
Vor seinem Ohr ein leises Stöhnen,
Vor seinem Aug' ein bleiches Bild.
O, bringen möcht' er durch den Stein,
Wo seine sünd'gen Füße stehen,
O, einmal, einmal möcht' er sehen
Durch Lichterglanz den Heil'genschein!

„Ha!“ zürnt der Graf, „was ließ ich schenken
Dir meinen allerbesten Wein!
Eh möcht' ich einen Schädel tränken,
Ja, oder einen Leichenstein.
Gottfried, Gottfried, ich schwör' es dir,
So wahr ich Friedrich“ — seht ihn stocken,
Vor seinem Auge schwimmen Flocken,
Er hebt sich auf, er schwankt zur Tür.

Und plötzlich auf dem Estrich nieder
Taumelt er wie ein wundes Roß,
Es zucken, strecken sich die Glieder.
Welch ein Getümmel in dem Schloß!
„Krank“ dieser, „tot“ spricht jener Mund,
Ja wahrlich, das ist Todes Miene,
Und eine mächtige Ruine
Liegt Friedrich auf dem eignen Grund.

Die Humpen sind in Hast zertrümmert,
Burgunderblut fließt übern Stein,
Die Lampen mählich sind verkümmert,
Wie Erdenluft sie qualmten ein.
Doch drüben, in des Klosters Hut,
Entflammte man die ew'ge Leuchte,
Und knieend alles Volk sich beugte
Dem reinen Wein, der Christi Blut.

Der Fundator

Im Westen schwimmt ein falber Strich,
Der Abendstern entzündet sich
Grad' überm Sankt Georg am Tore;
Schwer haucht der Dunst vom nahen Moore.
Schlafrunkne Schwäne kreisen sacht
Ums Eiland, wo die graue Nacht
Sich hebt aus Wasserbins' und Röhre.

Auf ihrem Dach die Fledermaus,
Sie schaukelt sich, sie breitet aus
Den Rippschirm des Schwingenflosses
Und, mit dem Schwirren des Geschosses,
Entlang den Teich, hinauf, hinab,
Dann klammert sie am Fensterstab
Und blinzt in das Gemach des Schlosses.

Ein weit Gelas, im Sammetstaar,
Wo einst der mächtige Prälat
Des Hauses Chronik hat geschrieben.
Frisch ist der Baldachin geblieben,
Der güldne Tisch, an dem er saß,
Und seine Seelenmesse las
Man heut in der Kapelle drüben.

Heut sind es grade hundert Jahr,
Seit er gelegen auf der Bahr'
Mit seinem Kreuz und Silberstabe.
Die ew'ge Lamp' an seinem Grabe
Hat heute hundert Jahr gebrannt.
In seinem Sessel an der Wand
Sitzt heut ein schlichter alter Knabe.

Des Hauses Diener, Sigismund,
Harret hier der Herrschaft, Stund' auf Stund';
Schon kam die Nacht mit ihren Flören,

Oft glaubt die Kutsche er zu hören,
Ihr Quitschern in des Weges Kies,
Er richtet sich — doch nein — es blies
Der Abendwind nur durch die Föhren.

's ist eine Dämmernacht, genau
Gemacht für Alp und weiße Frau.
Dem Junkerlein ward es zu lange,
Dort schläft er hinterm Damasthange.
Die Chronik hält der Alte noch
Und blättert fort im Finstern, doch
Im Ohre summt es gleich Gesange:

„So hab' ich dieses Schloß erbaut,
Ihm mein Erworbnies anvertraut
Zu des Geschlechtes Nutz und Walten;
Ein neuer Stamm sprießt aus dem alten,
Gott segne ihn! Gott mach' ihn groß! —“
Der Alte horcht, das Buch vom Schoß
Schiebt sacht er in der Lade Spalten.

Nein — durch das Fenster ein und aus
Zog schrillend nur die Fledermaus;
Nun schießt sie fort. — Der Alte lehnet
Am Simse. Wie der Leich sich dehnet
Ums Eiland, wo der Warte Mund
Sich tief schattiert im matten Grund.
Das Röhricht knirrt, die Unke stöhnet.

Dort, denkt der Greis, dort hat gewacht
Der alte Kirchenfürst, wenn Nacht
Sich auf den Weiher hat ergossen.
Dort hat den Reiher er geschossen
Und zugeshaut des Schlosses Bau,
Sein weißes Habit, sein Auge grau
Lugt' drüben an den Fenstersprossen.

Wie scheint der Mond so kümmerlich!
— Er birgt wohl hinterm Tanne sich —
Schaut nicht der Turm wie 'ne Laterne,
Verhauchend, dunstig, aus der Ferne!
Wie steigt der blaue Duft im Rohr
Und rollt sich am Gesims empor!
Wie seltsam blinken heut die Sterne!

Doch ha! — er blinz't, er spannt das Aug',
Denn dicht und dichter schwillt der Rauch,
Als ob ein Docht sich langsam fache,
Entzündet sich im Turmgemache
Wie Mondenschein ein graues Licht,
Und dennoch — dennoch — las er nicht,
Nicht Neumond heut im Almanache?

Was ist das? — deutlich, nur getrübt
Vom Dunst, der hin und wieder schiebt,
Ein Tisch, ein Licht in Turmes Mitten,
Und nun — nun kömmt es hergeschritten,
Ganz wie ein Schatten an der Wand,
Es hebt den Arm, es regt die Hand, —
Nun ist es an den Tisch geglitten.

Und nieder sitzt es, langsam, steif —
Was in der Hand? — ein weißer Streif! —
Nun zieht es Etwas aus der Scheiden
Und fingert mit den Händen beiden,
Ein Ding, — ein Stäbchen ungefähr, —
Dran fährt er langsam hin und her,
Es scheint die Feder anzuschneiden.

Der Diener blinz't und blinz't hinaus:
Der Schemen schwankt und bleichet aus,
Noch sieht er es die Feder tunken,
Da drüber gleitet es wie Funken,

Und in demselbigen Moment
Ist Alles in das Element
Der spurlos finstern Nacht versunken.

Noch immer steht der Sigismund,
Noch starrt er nach der Warte Rund,
Ihn dünkt, des Weihers Flächen rauschen,
Weit beugt er übern Sims, zu lauschen;
Ein Ruder! — nein, die Schwäne ziehn!
Grad' hört er längs dem Ufergrün
Sie sacht ihr tiefes Schnarchen tauschen.

Er schließt das Fenster. — „Licht, o Licht!“
Doch mag das Junkerlein er nicht
So plötzlich aus dem Schlafe fassen,
Noch minder es im Saale lassen.
Sacht schiebt er sich dem Sessel ein,
Zieht sein korallnes Mörsterlein,
— Was klingelt drüben an den Tassen? —

Nein — eine Fliege schnurrt im Glas!
Dem Alten wird die Stirne naß;
Die Möbeln stehn wie Totenmale,
Es regt und rüttelt sich im Saale,
Allmählich weicht die Tür zurück,
Und in demselben Augenblick
Schlägt an die Dogge im Portale.

Der Alte drückt sich dicht zuhaus,
Er lauscht mit Doppelsinnen auf,
— Ja! am Parkett ein leises Streichen,
Wie Wiesel nach der Stiege schleichen —
Und immer härter, Tapp an Tapp,
Wie mit Sandalen, auf und ab,
Es kimmt — es naht — er hört es keuchen —

Sein Sessel knackt — ihm schwimmt das Hirn —
Ein Odem, dicht an seiner Stirn!
Da fährt er auf und wild zurücke,
Errafft das Kind mit blindem Glücke
Und stürzt den Korridor entlang.
O, Gott sei Dank! ein Licht im Gang,
Die Kutsche rasselt auf die Brücke!

V o r g e s i c h t e (second sight)

Kennst du die Bassen im Heidelberg,
Mit blonden flächsenen Haaren?
Mit Augen so klar, wie an Weihers Rand
Die Blicke der Welle fahren?
O, sprich ein Gebet, inbrünstig, echt,
Für die Seher der Nacht, das gequälte Geschlecht.

So klar die Lüfte, am Ather rein
Träumt nicht die zarteste Flocke,
Der Vollmond lagert den blauen Schein
Auf des schlafenden Freiherrn Locke,
Hernieder bohrend in kalter Kraft
Die Vampyrzunge, des Strahles Schaft.

Der Schläfer stöhnt, ein Traum voll Not
Scheint seine Sinne zu quälen,
Es zuckt die Wimper, ein leises Not
Will über die Wange sich stehlen;
Schau, wie er woget und rudert und fährt,
Wie Einer, so gegen den Strom sich wehrt.

Nun zuckt er auf — ob ihm geträumt,
Nicht kann er sich dessen entsinnen —
Ihn fröstelt, fröstelt, ob's drinnen schäumt,
Wie Fluten zum Strudel rinnen;

Was ihn geängstet, er weiß es auch:
Es war des Mondes giftiger Hauch.

O Fluch der Heide, gleich Ahasver
Unterm Nachtgestirne zu kreisen!
Wenn seiner Strahlen züngelndes Meer
Aufbohret der Seele Schleusen,
Und der Prophet, ein verzweifelnd Wild,
Kämpft gegen das mählich steigende Bild.

Im Mantel schauernd mißt das Parkett
Der Freiherr die Läng' und Breite,
Und wo am Boden ein Schimmer steht,
Weit aus er beuget zur Seite,
Er hat einen Willen und hat eine Kraft,
Die sollen nicht liegen in Blutes Haft.

Es will ihn krallen, es saugt ihn an,
Wo Glanz die Scheiben umgleitet,
Doch langsam weichend, Spann' um Spann',
Wie ein wunder Edelhirsch schreitet,
In immer engerem Kreis geheht,
Des Lagers Pfosten ergreift er zuleht.

Da steht er keuchend, sinnt und sinnt,
Die müde Seele zu laben,
Denkt an sein liebes, einziges Kind,
Seinen zarten, schwächlichen Knaben,
Ob dessen Leben des Vaters Gebet
Wie eine zitternde Flamme steht.

Hat er des Kleinen Stammbaum doch
Gestellt an des Lagers Ende,
Nach dem Abendkusse und Segen noch
Drüber brünstig zu falten die Hände;
Im Monde flimmernd das Pergament
Zeigt Schild an Schilder, schier ohne End'.

Rechtsab des eigenen Blutes Gezweig,
Die alten freiherrlichen Wappen,
Drei Rosen im Silberfelde bleich,
Zwei Wölfe schildhaltende Knappen.
Wo Ros' an Rose sich breitet und blüht,
Wie überm Fürsten der Baldachin glüht.

Und links der milden Mutter Geschlecht,
Der Frommen in Grabeszellen,
Wo Pfeil' an Pfeile, wie im Gefecht,
Durch blaue Lüfte sich schnellen.
Der Freiherr seufzt, die Stirn gesenkt,
Und — steht am Fenster, bevor er's denkt.

Gefangen! gefangen im kalten Strahl!
In dem Nebelneze gefangen!
Und fest gedrückt an der Scheib' Oval,
Wie Tropfen am Glase hängen,
Verfallen sein klares Nirenaug'
Der Heidequal in des Mondes Hauch.

Welch ein Gewimmel! — er muß es sehn,
Ein Gemurmel! er muß es hören,
Wie eine Säule, so muß er stehn,
Kann sich nicht regen noch kehren.
Es summt im Hofe ein dunkler Hauf,
Und einzelne Laute dringen hinauf.

Hei! eine Fackel! sie tanzt umher,
Sich neigend, steigend im Bogen,
Und nickend, zündend, ein Flammenheer
Hat den weiten Estrich umzogen.
All' schwarze Gestalten im Trauerflor,
Die Fackeln schwingen und halten empor.

Und alle gereihet am Mauerrand,
Der Freiherr kenne sie alle;
Der hat ihm so oft die Büchse gespannt,
Der pflegte die Ross' im Stalle,
Und der so lustig die Flasche leert,
Den hat er siebenzehn Jahre genährt.

Nun auch der würdige Kastellan,
Die breite Pleureuse am Hute,
Den sieht er langsam, schlurfend nah,
Wie eine gebrochene Rute;
Noch deckt das Pflaster die dürre Hand,
Versengt erst gestern an Herdes Brand.

Ha, nun das Ross! aus des Stalles Thür,
In schwarzem Behang und Flore;
O, ist's Achill, das getreue Tier?
Oder ist's feines Knaben Medore?
Er starret, starrt und sieht nun auch,
Wie es hinkt, vernagelt nach altem Brauch.

Entlang der Mauer das Musikchor,
In Krepp gehüllt die Posaunen,
Haucht prüfend leise Kadenzen hervor,
Wie träumende Winde raunen;
Dann alles still. O Angst! o Qual!
Es tritt der Sarg aus des Schlosses Portal.

Wie prahlen die Wappen, farbig grell
Am schwarzen Sammet der Decke.
Ha! Ross' an Rose, der Todesquell
Hat gespreizet blutige Flecke!
Der Freiherr klammert das Gitter an:
„Die andre Seite!“ stöhnet er dann.

Da langsam wenden die Träger, blank
Mit dem Monde die Schilder kosen.
„D,“ — seufzt der Freiherr — „Gott sei Dank!
Kein Pfeil, kein Pfeil, nur Rosen!“
Dann hat er die Lampe still entfacht
Und schreibt sein Testament in der Nacht.

Der Graue

Im Walde steht die kleine Burg,
Aus rohem Quaderstein gefugt,
Mit Scharf' und Fensterlein, wodurch
Der Doppelhaken einst gelugt;
Am Teiche rauscht des Rohres Speer,
Die Brücke wiegt und knarrt im Sturm,
Und in des Hofes Mitte, schwer,
Plump wie ein Mörser, steht der Turm.

Da siehst du jetzt umher gestellt
Manch feuerrotes Ziegelbach,
Und wie der Stempel steigt und fällt,
So pfeift die Dampfmaschine nach;
Es knackt die Form, der Bogen schrillt,
Es dunstet Scheidewassers Näh',
Und überm grauen Wappenschild
Liest man: Moulin à papier.

Doch wie der Kessel quillt und schäumt,
Den Brüssler Kaufmann freut es kaum,
Der hatte einmal sich geträumt
Von Land und Luft den feinsten Traum;
Das war so recht ein Fleckchen, sich
Zu retten aus der Zahlen Haft!
Nicht groß, und doch ganz adelig
Und brauchte wenig Dienerschaft.

Doch eine Nacht nur macht' er sich
 Bequem es — oder unbequem —
 In seinem Schlößchen, und er strich
 Nur wie ein Vogel dran seitdem.
 Sah dann er zum Fenster auf,
 Verschlossen wie die Sakristein,
 So zog er wohl die Schultern auf
 Mit einem Seufzer oder zwein.

★

Es war um die Septemberzeit,
 Als, schürend des Kamines Brand,
 Gebückt, in regenfeuchtem Kleid,
 Der Hausherr in der Halle stand,
 Er und die Gäste, all im Rauch;
 Van Neelen, Nedel, Verney, Dahm,
 Und dann der blonde Waller auch,
 Der eben erst aus Smyrna kam.

Im Schlothe schnob der Wind, es goß
 Der Regen sprudelnd sich vom Dach,
 Und wenn am Brand ein Flämmchen schoß,
 Schien doppelt öde das Gemach.
 Die Gäste waren all zur Hand,
 Erleichternd ihres Wirtes Müh';
 Van Neelen nur am Fenster stand
 Und schimpfte auf die Landpartie.

Doch nach und nach mag's besser gehn,
 Schon hat der Wind die Glut gefacht,
 Den Regen läßt man draußen stehn,
 Champagnerflaschen sind gebracht.
 Die Leuchter hatten wenig Wert,
 Es ging wie beim Studentensfest:
 Sobald die Flasche ist geleert,
 Wird eine Kerze drauf gepreßt.

Je mehr es fehlt, so mehr man lacht,
Der Wein ist heiß, die Kost gewählt,
Manch derbes Späßchen wird gemacht,
Und mancher feine Streich erzählt.
Zulezt von Wein und Reden glüh,
Rückt seinen Stuhl der Herr vom Haus:
„Ich lud euch zu 'ner Landpartie,
Es ward 'ne Wasserfahrt daraus.

Doch da die allerschönste Fracht
Am Ende nach dem Hafen schifft,
So, meine Herren, gute Nacht!
Und nehmt vorlieb, wie es sich trifft.“
Da lachend nach den Flaschen greift
Ein jeder. — Türen auf und zu. —
Und Waller, noch im Gehen, streift
Aus seinem Frack den Ivanhoe.

★

Es war tief in die Nacht hinein,
Und draussen heulte noch der Sturm,
Schnob zischend an dem Fensterstein
Und drillt' den Glockenstrang am Turm.
In seinem Bette Waller lag
Und las so scharf im Ivanhoe,
Daß man gedacht, bevor es Tag,
Sei Englands Königreich in Ruh.

Er sah nicht, daß die Kerze tief
Sich brannte in der Flasche Rand,
Der Talg in schweren Tropfen lief
Und drunten eine Lache stand.
Wie träumend hört' er das Gesnarr
Der Fenster, vom Rouleau gedämpft,
Und wie die Türe mit Gesnarr
In ihren Angeln zuckt und kämpft.

Sehr freut er sich am Bruder Tuck,
— Die Sehne schwirrt, es rauscht der Hain —
Da plötzlich ein gewalt'ger Ruck,
Und hui! die Scheibe klirrt hinein.
Er fuhr empor, — weg war der Traum —
Und deckte mit der Hand das Licht,
Ha! wie so wüßt des Zimmers Raum!
Selbst ein romantisches Gedicht!

Der Sessel feudalistisch Gold —
Am Marmortisch die Greifenklau' —
Und überm Spiegel flatternd rollt,
Ein Banner, der Tapete Blau,
Im Zug, der durch die Lücke schnaubt;
Die Ahnenbilder leben fast
Und schütteln ihr behelmtes Haupt
Ergrimmt ob dem plebejen Gast.

Der blonde Waller machte gern
Sich selber einen kleinen Graus,
So nickt' er spöttisch gen die Herrn,
Als fordert' er sie keck heraus.
Die Glocke summt — schon Eins fürwahr!
Wie eine Boa dehnt' er sich
Und sah nach dem Pistolenpaar,
Dann rüstet er zum Schlafe sich.

Die Flasche hob er einmal noch
Und leuchtete die Wände an:
Ganz wie 'ne alte Halle doch
Aus einem Scottischen Roman!
Und — ist das Nebel oder Rauch,
Was durch der Türe Spalten quillt
Und, wirbelnd in des Zuges Hauch,
Die dunstigen Paneele füllt?

Ein Ding — ein Ding — wie Grau in Grau,
Die Formen schwanken — sonderbar! —
Doch, ob der Blick sich schärft? den Bau
Von Gliedern nimmt er mählich wahr, —
Wie überm Eisenhammer schwer
Und schwarz des Rauches Säule wallt;
Ein Zucken flattert drüber her,
Doch hat es menschliche Gestalt!

Er war ein hitziger Kumpan,
Wenn Wein die Lava hat geweckt.
„Qui vive?“ — und leise knackt der Hahn,
Der Waller hat den Arm gestreckt:
„Qui vive?“ — 'ne Pause, — „ou je tire!“
Und aus dem Lauf die Kugel knallt;
Er hört sie schlagen an die Tür
Und abwärts prallen mit Gewalt.

Der Schuß dröhnt am Gewölbe nach,
Und, eine schwere Nebelschicht,
Füllt Pulverbrodem das Gemach;
Er teilt sich, schwindet, das Gesicht
Steht in des Zimmers Mitte fest,
Ganz wie ein graues Bild von Stein,
Die Formen scharf und unverlezt,
Die Züge edel, streng und rein.

Auf grauer Locke grau Barett,
Mit grauer Hahnenfeder drauf.
Der Waller hat so sacht und nett
Sich hergelaugt den zweiten Lauf.
Noch zögert er — ist es ein Bild,
Wär's zu zerschließen lächerlich;
Und wär's ein Mensch — das Blut ihm quillt —
Ein Beck, der unterfinge sich — ?!

Ein neuer Ruck, und wieder Knall
Und Pulverrauch — war das Gestöhn?
Er hörte keiner Kugel Prall —
Es ist vorüber! ist geschehn!
Der Waller zuckt: „Verdammtes Hirn!“
Mit einmal ist er kalt wie Eis,
Der Angstschweiß tritt ihm auf die Stirn,
Er starret in den Nebelkreis.

Ein Achzen! oder Windeshauch! —
Doch nein, der Scheibensplitter schwirrt.
O Gott, es zappelt! nein — der Rauch
Gedrängt vom Zuge schwankt und irrt;
Es wirbelt aufwärts, woget, wällt,
Und, wie ein graues Bild von Stein,
Steht nun am Bette die Gestalt,
Da, wo der Vorhang sinkt hinein.

Und drüber knistert's, wie von Sand,
Wie Funke, der elektrisch lebt;
Nun zuckt ein Finger — nun die Hand —
Allmählich nun ein Fuß sich hebt, —
Hoch — immer höher — Waller winkt;
Dann macht er schnell gehörig Raum,
Und langsam in die Rissen sinkt
Es schwer, wie ein gefällter Baum.

„Ah, je te tiens!“ er hat's gepackt
Und schlingt die Arme wie 'nen Strick, —
Ein Leichnam! todessteif und nackt!
Mit einem Ruck fährt er zurück;
Da wälzt es langsam, schwer wie Blei,
Sich gleich dem Mühlstein über ihn;
Da tat der Waller einen Schrei,
Und seine Sinne waren hin.

Am nächsten Morgen fand man kalt
Ihn im Gemache ausgestreckt;
's war eine Ohnmacht nur, und bald
Ward zum Bewußtsein er geweckt.
Nicht irre war er, nur gepreßt,
Und fragt': ob keiner ward gestört? —
Doch alle schliefen überfest,
Nicht einer hat den Schuß gehört.

So ward es denn für Traum sogleich
Und alles für den Alb erkannt;
Doch zog man sich aus dem Bereich
Und trollte hurtig über Land.
Sie waren alle viel zu klug
Und vollends zu belesen gar;
Allein der blonde Waller trug
Seit dieser Nacht eisgraues Haar.

Der Geierpiff

„Nun still! — Du an den Dohnenschlag!
Du links an den gespaltnen Baum!
Und hier der faule Feger mag
Sich lagern an der Klippe Saum:
Da seht fein offen übers Land
Die Kutsche ihr heranspazieren;
Und Nieder dort, der Höllebrand,
Mag in den Steinbruch sich postieren!

Dann aufgepaßt mit Aug' und Ohr,
Und bei dem ersten Räderhall
Den Eulenschrei! und tritt hervor
Die Fracht, dann wiederholt den Schall:

Doch naht Gefahr — Patrouillen gehn, —
Seht ihr die Landdragoner streifen,
Dann dreimal, wie von Riffeshöh'n,
Laßt ihr den Lämmergeier pfeifen.

Nun, Nieder, noch ein Wort zu dir:
Mit Recht heißt du der Höllebrand;
Kein Stückchen — ich verbitt' es mir —
Wie neulich mit der kalten Hand!“
Der Hauptmann spricht es; durch den Kreis
Ein Rauschen geht und feines Schwirren,
Als sie die Büchsen schultern leis
Und in den Gurt die Messer klirren.

Seltamer Troß! hier Riesenbau
Und hiebgespaltnes Angesicht,
Und dort ein Bübchen wie 'ne Frau,
Ein zierliches Spelunkenlicht;
Der drüben an dem Scheitelhaar
So sachte streift den blanken Fänger,
Schaut aus den blauen Augen gar
Wie ein verarmter Minnesänger.

's ist lichter Tag! die Bande scheut
Vor keiner Stunde — alles gleich;
Es ist die rote Bande, weit
Verschrien, gefürchtet in dem Reich;
Das Knäbchen kauert unterm Stier
Und betet, raschelt es im Walde,
Und manches Weib verschließt die Thür,
Schreit nur ein Kuckuck an der Halde.

Die Posten haben sich zerstreut,
Und in die Hütte schlüpft der Troß —
Wildhüters Obdach zu der Zeit,
Als jene Trümmer war ein Schloß:

Wie Ritter vor der Ahnengruft,
Fühlt sich der Räuber stolz gehoben
Am Schutte, dran ein gleicher Schuft
Vor Jahren einst den Brand geschoben.

Und als der letzte Schritt verhallt,
Der letzte Zweig zurück gerauscht,
Da wird es einsam in dem Wald,
Wo überm Ast die Sonne lauscht;
Und als es drinnen noch geklirrt
Und noch ein Weilchen sich geschoben,
Da still es in der Hütte wird,
Vom wilden Weingerank umwoben.

Der scheue Vogel setzt sich kühn
Aufs Dach und wiegt sein glänzend Haupt,
Und summend durch der Nebel Grün
Die wilde Biene Honig raubt;
Nur leise wie der Hauch im Fann,
Wie Weste durch die Halme streifen,
Hört drinnen leise, leise man
Vorsichtig an den Messern schleifen. —

★

Ja, lieblich ist des Berges Maid
In ihrer festen Glieder Pracht,
In ihrer blanken Fröhlichkeit
Und ihrer Zöpfe Rabennacht;
Siehst du sie brechen durchs Genist
Der Brombeerranken, frisch, gedrungen,
Du denkst, die Centifolie ist
Vor Übermut vom Stiel gesprungen.

Nun steht sie still und schaut sich um —
Allüberall nur Baum an Baum;
Ja, irre zieht im Walde um
Des Berges Maid und glaubt es kaum;

Noch zwei Minuten, wo sie sann,
Pulsieren ließ die heißen Glieder —
Behende wie ein Marder dann
Schlüpft fest sie in den Steinbruch nieder.

Am Eingang steht ein Felsenblock,
Wo das Geschiebe überhängt;
Der Efeu schüttelt sein Gelock,
Zur grünen Laube vorgedrängt,
Da unterm Dache lagert sie,
Behaglich lehnend an dem Steine,
Und denkt: ich sitze wahrlich wie
Ein Heil'genbildchen in dem Schreine!

Ihr ist so warm, der Zöpfe Paar
Sie löset mit der runden Hand,
Und nieder rauscht ihr schwarzes Haar
Wie Rabensfittiches Gewand.
Ei! denkt sie, bin ich doch allein!
Auf springt das Spangenpaar am Nieder;
Doch unbeweglich gleich dem Stein
Steht hinterm Block der wilde Kieder:

Er sieht sie nicht, nur ihren Fuß,
Der tändelnd schaukelt wie ein Schiff,
Zuweilen treibt des Windes Gruf
Auch eine Locke um das Riff,
Doch ihres heißen Odems Zug,
Samumes Hauch, glaubt er zu fühlen;
Verlorne Laute, wie im Flug
Lockvögel, um das Ohr ihm spielen.

So weich die Luft und badewarm.
Berauschend Thymianes Duft,
Sie lehnt sich, dehnt sich, ihren Arm,
Den vollen, streckt sie aus der Klust.

Schließt dann ihr glänzend Augenpaar —
Nicht schlafen, ruhn nur eine Stunde —
So dämmert sie, und die Gefahr
Wächst von Sekunde zu Sekunde.

Nun alles still — sie hat gewacht —
Doch hinterm Steine wird's belebt,
Und seine Büchse sachte, sacht
Der Nieder von der Schulter hebt,
Lehnt an die Klippe ihren Lauf,
Dann lockert er der Messer Klängen,
Hebt nun den Fuß — was hält ihn auf?
Ein Schrei scheint aus der Luft zu dringen!

Ha, das Signal! — er ballt die Faust —
Und wiederum des Geiers Pfiff
Ihm schrillend in die Ohren faust —
Noch zögert knirschend er am Riff —
Zum dritten Mal — und sein Gewehr
Hat er gefaßt — hinan die Klippe!
Daß bröckelnd Kies und Sand umher
Nachkollern von dem Steingerippe.

Und auch das Mädchen fährt empor:
„Ei, ist so locker das Gestein?“
Und langsam, gähmend tritt hervor
Sie aus dem falschen Heil'genschrein,
Hebt ihrer Augen feuchtes Glühn,
Will nach dem Sonnenstande schauen,
Da sieht sie einen Geier ziehn
Mit einem Lamm in seinen Klauen.

Und schnell gefaßt, der Wildnis Kind,
Tritt sie entgegen seinem Flug:
Der kam daher, wo Menschen sind,
Das ist der Bergesmaid genug.

Doch still! war das nicht Stimmton
Und Räberknarren? still! sie lauscht —
Und wirklich, durch die Nadeln schon
Die schwere Kutsche ächzt und rauscht.

„He, Mädchen!“ ruft es aus dem Schlag,
Mit feinem Knir tritt sie heran:

„Zeig uns zum Dorf die Wege nach,
Wir fuhren irre in dem Tann!“

„Herr,“ spricht sie lachend, „nehmt mich auf,
Auch ich bin irr’ und führ’ Euch doch.“ —

„Nun wohl, du schmuckes Kind, steig auf,
Nur frisch hinauf, du zögerst noch?“

„Herr, was ich weiß, ist nur gering,
Doch führt es Euch zu Menschen hin,
Und das ist schon ein köstlich Ding
Im Wald, mit Räuberhorden drin:
Seht, einen Weib am Bergeskamm
Sah steigen ich aus jenen Gründen,
Der in den Fängen trug ein Lamm;
Dort muß sich eine Herde finden.“ —

Am Abend steht des Forstes Held
Und flucht die Steine warm und kalt;
Der Wechsler freut sich, daß sein Geld
Er klug gesteuert durch den Wald:
Und nur die gute, franke Maid
Nicht ahnet in der Träume Walten,
Daß über sie so gnädig heut
Der Himmel seinen Schild gehalten.

Die Schwestern

I Sacht pochet der Käfer im morschen Schrein,
Der Mond steht über den Fichten.
„Jesus Maria, wo mag sie sein!
Hin will meine Angst mich richten.
Helene, Helene, was ließ ich dich gehn
Allein zur Stadt mit den Hunden,
Du armes Kind, das sterbend mir
Auf die Seele die Mutter gebunden!“

Und wieder rennt Gertrude den Weg
Hinauf bis über die Steige.
Hier ist ein Fobel — sie lauscht am Steg,
Ein Strauch — sie rüttelt am Zweige.
Da drunten summet es Elf im Turm,
Gertrude kniet an der Halde:
„Du armes Blut, du verlassener Wurm!
Wo magst du irren im Walde!“

Und zitternd löst sie den Rosenkranz
Von ihres Gürtels Gehänge,
Ihr Auge starret in trübem Glanz,
Ob es die Dämmerung sprengt.
„Ave Maria — ein Licht, ein Licht!
Sie kommt, 's ist ihre Laterne!
— Ach Gott, es ist nur ein Hirtenfeu'r,
Jetzt wirft es flatternde Sterne.

„Vater unser, der du im Himmel bist,
Scheiliget werde dein Name“ —
Es rauscht am Hange, „Heiliger Christ!“
Es bricht und knistert im Brahme,
Und drüber streckt sich ein schlanker Hals,
Zwei glänzende Augen starren.

„Ach Gott, es ist eine Hinde nur,
Jetzt setzt sie über die Farren.“

Gertrude klimmt die Halde hinauf,
Sie steht an des Raines Mitte.
Da — täuscht ihr Ohr? — ein flüchtiger Lauf,
Behend galoppierende Tritte —
Und um sie springt es in wüstem Kreis
Und funkelt mit freud'gem Gestöhne.
„Fidel, Fidel!“ so flüstert sie leis,
Dann ruft sie schluchzend: „Helene!“

„Helene!“ schallt es am Felsenhang,
„Helen'!“ von des Waldes Kante,
Es war ein einsamer, trauriger Klang,
Den heimwärts die Echo sandte.
Wo drunten im Tobel das Mühlrad wacht,
Die staubigen Knecht' an der Wanne,
Die haben gehorcht die ganze Nacht
Auf das irre Gespenst im Tanne.

Sie hörten sein Rufen von Stund' zu Stund',
Sah'n seiner Laterne Geflimmer
Und schlugen ein Kreuz auf Brust und Mund,
Zog über den Tobel der Schimmer.
Und als die Müllerin Keisig las
Frühmorgens an Waldes Saume,
Da fand sie die arme Gertrud im Gras,
Die ängstlich zuckte im Traume.

- 2 Wie rollt in den Gassen das Marktgebräus!
Welch ein Getümmel, Gebliße!
Hanswurst schaut über die Bude hinaus
Und winkt mit der klingenden Mütze;

Karossen rasseln, der Trinker juchzt,
Und Mädchen schreien im Gedränge,
Drehorgeln pfeifen, der Kärner flucht,
O Babels würdige Klänge!

Da tritt ein Weib aus der Ladentür,
Eine schlichte Frau von den Flügen,
Die stieß an den klingenden Harlekin schier
Und hat nicht gelacht noch geschrieen.
Ihr mattes Auge sucht auf dem Grund,
Als habe sie etwas verloren,
Und hinter ihr trabt ein zottiger Hund,
Verdukt, mit hängenden Ohren.

„Zurück, Verwegene! siehst du denn nicht
Den Wagen, die schnaubenden Braunen?“
Schon dampfen die Nüstern ihr am Gesicht,
Da fährt sie zurück mit Staunen
Und ist noch über die Rinne grad'
Mit raschem Sprunge gewichen,
Als an die Schürze das klirrende Rad
In wirbelndem Schwunge gestrichen.

Noch ein Moment — sie taumelt, erbleicht,
Und dann ein plötzlich Erglühen, —
O schau, wie durch das Gewühl sie leucht
Mit Armen und Händen und Knieen!
Sie rudert, sie windet sich — Stoß auf Stoß,
Scheltworte und Flüche wie Schloßen —
Das Fürtuch reißt, dann flattert es los
Und ist in die Rinne geflossen.

Nun steht sie vor einem stattlichen Haus,
Ohne Schuh, besudelt mit Kote;
Dort hält die Karosse, dort schnauben aus
Die Braunen und rauchen wie Schlote.

Der Schlag ist offen, und eben sieht
Sie im Portale verschwinden
Eines Kleides Falte, die purpurn glüht,
Und den Schleier, segelnd in Winden.

„Ach!“ flüstert Gertrude, „was hab' ich gemacht?
Ich bin wohl verrückt geworden!
Kein Trost bei Tag, keine Ruh' bei Nacht,
Das kann die Sinne schon morden.“
Da poltert es schreiend die Stiegen hinab,
Ein Fußtritt aus dem Portale,
Und wimmernd rollt von der Rampe herab
Ihr Hund, der zottige, fahle.

„Ja,“ seufzt Gertrude, „nun ist es klar,
Ich bin eine Irre leider!“
Erglühend streicht sie zurück ihr Haar
Und ordnet die staubigen Kleider.
„Wie sah ich so deutlich ihr liebes Gesicht,
So deutlich am Schläge doch ragen!
Allein in Ewigkeit hätte sie nicht
Den armen Fidel geschlagen.“

- 3 Zehn Jahre! — und mancher, der keck umher
Die funkelnden Blicke geschossen,
Der schlägt sie heute zu Boden schwer,
Und mancher hat sie geschlossen.
Am Hafendamme geht eine Frau,
— Mich dünkt, wir müssen sie kennen, —
Ihr Haar einst schwarz, nun schillerndes Grau,
Und hohl die Wangen ihr brennen.
Im Topfe trägt sie den Honigwab,
Zergehend in Julius-Hitze;
Die Trägerin trocknet den Schweiß sich ab
Und ruft dem hinkenden Spize.

Der sie bestellte, den Schiffspatron,
Sieht über die Planke sie kommen;
Wird er ihr kümmern den kargen Lohn?
Gertrude denkt es beklommen.

Doch nein — wo sich die Matrosen geschart,
Zum Strande sieht sie ihn schreiten,
Er schüttelt das Haupt, er streicht den Bart
Und scheint auf die Welle zu deuten.
Und schau den Spitz! er schnuppert am Grund —
„Was suchst du denn in den Gleisen?
Fidel, Fidel!“ fort strauzelt der Hund
Und heulet wie Wölfe im Eisen.

Barmherziger Himmel! ihr wird so bang,
Sie wadet im brennenden Sande,
Und wieder erhebt sich so hohl und lang
Des Hundes Geheul vom Strande.
O Gott, eine triefende Leich' im Kies,
Eine Leich' mit dem Auge des Stieres!
Und drüber kreucht das zottige Blies
Des lahmen, wimmernden Tieres!

Gertrude steht, sie starret herab,
Mit Blicken irrer und irrer,
Dann beugt sie über die Leiche hinab,
Mit Lächeln wirrer und wirrer,
Sie wiegt das Haupt bald so, bald so,
Sie flüstert mit zuckendem Munde,
Und eh die zweite Minute entfloß,
Da liegt sie knieend am Grunde.

Sie faßt der Toten geschwollene Hand,
Ihr Haar voll Muscheln und Tange,
Sie faßt ihr triefend' zerlumptes Gewand
Und säubert von Kiese die Wange;

Dann sachte schiebt sie das Tuch zurück,
Recht wo die Schultern sich runden,
So stier und bohrend verweilt ihr Blick,
Als habe sie etwas gefunden.

Nun zuckt sie auf, erhebt sich jach
Und stößt ein wimmernd Gestöhne,
Grad eben als der Matrose sprach:
„Das ist die blonde Helene!
Noch jüngst juchheite sie dort vorbei
Mit trunknen Soldaten am Strande.“
Da tat Gertrud einen hohlen Schrei
Und sank zusammen im Sande.

- 4 Jüngst stand ich unter den Föhren am See,
Meinen Büchsenspanner zur Seite.
Vom Hange schmählte das brünstige Reh
Und strich durch des Aufschlags Breite;
Ich hörte es knistern so nah und klar,
Grad wo die Lichtung verdämmert,
Daß mich gestöret der Holzwurm gar,
Der unterm Fuße mir hämmert.

Dann sprang es ab, es mochte die Luft
Ihm unsere Witterung tragen;
„Herr,“ sprach der Bursche: „links über die Klust!
Wir müssen zur Linken uns schlagen!
Hier naht kein Wild, wo sie eingescharrt
Die tolle Gertrud vom Gestade,
Ich höre genau, wie der Holzwurm pocht
In ihrer zerfallenden Lade.“

Zur Seite sprang ich, eisig durchgraut,
Mir war, als hab' ich gesündigt,
Indes der Bursch mit flüsterndem Laut
Die schaurige Märe verkündigt:

Wie jene gesucht bei Tag und Nacht
Nach dem fremden, ertrunkenen Weibe,
Das ihr der türkische See gebracht,
Verloren an Seele und Leibe.

Ob ihres Blutes? — man wußte es nicht!
Kein Fragen löste das Schweigen.
Doch schief die Welle, dann sah ihr Gesicht
Man über den Spiegel sich beugen,
Und zeigte er ihr das eigne Bild,
Dann flüsterte sie beklommen:
„Wie alt sie sieht, wie irre und wild,
Und wie entsetzlich verkommen!“

„Doch wenn der Sturm die Woge gerührt,
Dann war sie vom Bösen geschlagen,
Was sie für bedenkliche Reden geführt,
Das möge er lieber nicht sagen.
So war sie gerannt vor Jahresfrist,
— Man sah's vom lavierenden Schiffe —
Zur Brandung, wo sie am hohlsten ist,
Und Kopfüber gefahren vom Riffe.

„Drum scharrte man sie ins Dickicht dort,
Wie eine verlorene Seele.“
Ich schwieg und sandte den Burschen fort,
Brach mir vom Grab eine Schmehle:
„Du armes, gehektes Wild der Pein,
Wie mögen die Menschen dich richten!“
— Sacht pochte der Käfer im morschen Schrein,
Der Mond stand über den Fichten.

Der Hünenstein

Zur Zeit der Scheide zwischen Nacht und Tag,
Als wie ein sticher Greis die Heide lag
Und ihr Gestöhn des Mooses Teppich regte,
Krankhafte Funken im verwirrten Haar
Elektrisch blizten und, ein dunkler Mahr,
Sich über sie die Wolkenschichte legte;

Zu dieser Dämmerstunde war's, als ich
Einsam hinaus mit meinen Sorgen schlich
Und wenig dachte, was es draussen treibe.
Nachdenklich schritt ich, und bemerkte nicht
Des Krautes Wallen und des Wurmes Licht;
Ich sah auch nicht, als stieg die Mondesscheibe.

Grad war der Weg, ganz sonder Steg und Bruch;
So träumt' ich fort und, wie ein schlechtes Buch,
Ein Pfennigs-Magazin uns auf der Reise
Von Station zu Stationen plagt,
Hab' zehnmal Weggeworfnes ich benagt
Und fortgeleiert überdrüss'ge Weise.

Entwürfe wurden aus Entwürfen reif,
Doch, wie die Schlange packt den eignen Schweif,
Fand ich mich immer auf derselben Stelle;
Da plötzlich fuhr ein plumper Schröter jach
Ans Auge mir, ich schreckte auf und lag
Am Grund, um mich des Heidekrautes Welle.

Seltames Lager, das ich mir erkor!
Zur Rechten, Linken schwohll Gestein empor,
Gewalt'ge Blöcke, rohe Porphyrbrode;
Mir überm Haupte reckte sich der Bau,
Langhaar'ge Flechten rührten meine Brau',
Und mir zu Füßen schwankt die Ginsterlobe.

Ich wußte gleich, es war ein Hünengrab,
Und fester drückt' ich meine Stirn hinab,
Wollüstig saugend an des Grauens Süße,
Bis es mit eis'gen Krallen mich gepackt,
Bis wie ein Gletscher-Bronn des Blutes Takt
Aufquoll und hämmert' unterm Mantelvolkse.

Die Decke über mir, gesunken, schief,
An der so blaß gehärmt das Mondlicht schief,
Wie eine Witwe an des Gatten Grabe;
Vom Hirtenfeuer Kohlenscheite sahn
So leichenbrandig durch den Thymian,
Daß ich sie abwärts schnellte mit dem Stabe.

Husch fuhr ein Kibitz schreiend aus dem Moos;
Ich lachte auf; doch trug wie hügellos
Mich Phantasie weit über Spalt und Barren.
Dem Wind hab' ich gelauscht so scharf gespannt,
Als bring' er Kunde aus dem Geisterland,
Und immer mußt' ich an die Decke starren.

Ha! welche Sehnen wälzten diesen Stein?
Wer senkte diese wüsten Blöcke ein,
Als durch das Heid die Totenklage schallte?
Wer war die Drude, die im Abendstrahl
Mit Run' und Spruch umwandelte das Tal,
Indes ihr goldnes Haar im Winde wallte?

Dort ist der Ofen; dort, drei Schuh im Grund,
Dort steht die Urne, und in ihrem Mund
Ein wildes Herz, zerstäubt zu Aschenflocken,
Hier lagert sich der Traum vom Opferhain,
Und finster schütteln über diesen Stein
Die grimmen Götter ihre Wolkenlocken.

Wie, sprach ich Zauberformel? Dort am Damm —
Es steigt, es breitet sich wie Wellenkamm,

Ein Riesenleib, gewalt'ger, höher immer;
Nun greift es aus mit langgedehntem Schritt —
Schau, wie es durch der Eiche Wipfel glitt,
Durch seine Glieder zittern Mondenschimmer.

Komm her, komm nieder — um ist deine Zeit!
Ich harre dein, im heil'gen Bad geweiht;
Noch ist der Kirchenduft in meinem Kleide! —
Da fährt es auf, da ballt es sich ergrimmt,
Und langsam, eine dunkle Wolke, schwimmt
Es über meinem Haupt entlang die Heide.

Ein Ruf, ein hüpfend Licht — es schwankt herbei —
Und — „Herr, es regnet“ — sagte mein Lakai,
Der ruhig übers Haupt den Schirm mir streckte.
Noch einmal sah ich zum Gestein hinab:
Ach Gott, es war doch nur ein rohes Grab,
Das armen, ausgedorrtten Staub bedeckte! —

Die Krähen

Heiß, heiß der Sonnenbrand
Drückt vom Zenit herunter,
Weit, weit der gelbe Sand
Zieht sein Gestäube drunter;
Nur wie ein grüner Strich
Am Horizont die Föhren;
Mich dünkt, man müßt' es hören,
Wenn nur ein Kranker schlich.

Der blasse Ather siecht,
Ein Ruhen rings, ein Schweigen,
Dem matt das Ohr erliegt;
Nur an der Düne steigen
Zwei Fichten dürr, ergraut,
Wie Trauernde am Grabe,

Wo einsam sich ein Rabe
Die rupp'gen Federn kraut.

Da zieht's in Westen schwer
Wie eine Wetterwolke,
Kreist um die Föhren her
Und fällt am Heidekolke;
Und wieder steigt es dann,
Es flattert und es ächzet,
Und immer näher krächzet
Das Galgenvolk heran.

Recht, wo der Sand sich dämmt,
Da lagert es am Hügel;
Es badet sich und schwemmt,
Stäubt Asche durch die Flügel,
Bis jede Feder grau;
Dann rasten sie im Bade
Und horchen der Suade
Der alten Krähenfrau,

Die sich im Sande reckt,
Das Bein lang ausgeschossen,
Ihr eines Aug' gefleckt,
Das andre ist geschlossen;
Zweihundert Jahr und mehr
Geheht mit allen Hunden,
Schnarrt sie nun ihre Kunden
Dem jungen Volke her:

„Ja, ritterlich und kühn all sein Gebar!
Wenn er so herstolzierte vor der Schar
Und ließ sein bäumend Ross so drehn und schwenken,
Da mußt' ich immer an Sankt Börgen denken,
Den Wettermann, der — als am Schlot ich saß,
Ließ mir die Sonne auf den Rücken brennen —

Vom Wind getrillt mich schlug so hart, daß haß
Ich es dem alten Raben möchte gönnen,
Der dort von seiner Hopfenstange schaut,
Als sei ein Baum er und wir andern Kraut! —

„Kühn war der Halberstadt, das ist gewiß!
Wenn er die Braue zog, die Lippe biß,
Dann standen seine Landsknecht' auf den Füßen
Wie Speere, solche Blicke konnt' er schießen.
Einst brach sein Schwert: er riß die Kuppel los,
Stieß mit der Scheide einen Mann vom Pferde.
Ich war nur immer froh, daß flügellos,
Ganz sonder Wiß der Mensch geboren werde:
Denn nie hab' ich gesehn, daß aus der Schlacht
Er eine Leber nur bei Seit' gebracht.

„An einem Sommertag — heut sind es grad
Zweihundertfünfzehn Jahr, es lief die Schnat
Am Damme drüben damals bei den Föhren —
Da konnte man ein frisch Drommeten hören,
Ein Schwerterklirren und ein Feldgeschrei,
Radschlagen sah man Reuter von den Rossen,
Und die Kanone fuhr ihr Hirn zu Brei!
Entlang die Gleise ist das Blut geflossen,
Granat und Wachtel liefen kunterbunt
Wie junge Kiebiße am sand'gen Grund.

„Ich saß auf einem Galgen, wo das Bruch
Man überschauen konnte recht mit Fug;
Dort an der Schnat hat Halberstadt gestanden,
Mit seinem Sehrohr streifend durch die Banden,
Hat seinen Stab geschwungen so und so;
Und wie er schwenkte, zogen die Soldaten —
Da plötzlich aus den Mörsern fuhr die Loh',
Es knallte, daß ich bin zu Fall geraten.

Und als kopfüber ich vom Galgen schoß,
Da pfiß der Halberstadt davon zu Noß.

„Mir stieg der Rauch in Ohr und Kehl', ich schwang
Mich auf, und nach der Qualm in Strömen drang;
Entlang die Heide fuhr ich mit Gekrächze.
Am Grunde, welch Geschrei, Geschnaub', Geächze,
Die Noße wälzten sich und zappelten,
Todwunde zuckten auf, Landsknecht' und Reuter
Knirschten den Sand, da näher trappelten
Schwadronen, manche krochen winselnd weiter,
Und mancher hat noch einen Stich versucht,
Als über ihn der Bayer weggeflucht.

„Noch lange haben sie getobt, geknallt,
Ich hatte mich geflüchtet in den Wald;
Doch als die Sonne färbt' der Föhren Spalten,
Ha, welch ein köstlich Mahl ward da gehalten!
Kein Geier schmaust', kein Weihe je so reich!
In achtzehn Schwärmen fuhren wir herunter,
Das gab ein Hacken, Picken, Leich' auf Leich' —
Allein der Halberstadt war nicht darunter:
Nicht kam er heut, noch sonst mir zu Gesicht,
Wer ihn gefressen hat, ich weiß es nicht.“

Sie zuckt die Klaue, kraut den Schopf
Und streckt behaglich sich im Bade;
Da streckt ein grauer Herr den Kopf,
Weit älter, als die Scheh'razade.

„Ha,“ krächzt er, „das war wüste Zeit, —
Da gab's nicht Frauen, wie vor Jahren,
Als Ritter mit dem Kreuz gefahren
Und man die Münster hat geweiht!“

Er hustet, speit ein wenig Sand und Ton,
Dann hebt er an, ein grauer Seladon:

„Und wenn er kühn, so war sie schön,
Die heil'ge Frau im Ordenskleide!
Ihr mocht' der Weihel süßer stehn,
Als andern Gildenstück und Seide.
Kaum war sie holder an dem Tag,
Da ihr jungfräulich Haar man fällte,
Als ich ans Kirchenfenster schnellte
Und schier Tobias' Hündlein brach.

„Da stand die alte Gräfin, stand
Der alte Graf, geduldig harrend;
Er aufs Barettlein in der Hand,
Sie fest aufs Paternoster starrend;
Ehrbar, wie bronzen sein Gesicht —
Und aus der Mutter Wimper glitten
Zwei Tränen auf der Schauben Mitten,
Doch ihre Lippe zuckte nicht.

„Und sie in ihrem Sammetkleid,
Von Perlen und Juwel' umfunkelt,
Bleich war sie, aber nicht von Leid,
Ihr Blick, doch nicht von Gram, umbunkelt.
So mild hat sie das Haupt gebeugt,
Als woll' auf den Altar sie legen
Des Haares königlichen Segen,
Vom Antlitz ging ein süß Geleucht.

„Doch als nun, wie am Blutgerüst,
Ein Mann die Seidenstränge packte,
Da faßte mich ein wild Gelüst,
Ich schlug die Scheiben, daß es knackte,
Und flattert' fort, als ob der Stahl
Nach meinem Nacken wolle zücken —
Ja wahrlich, über Kopf und Rücken
Fühlt' ich den ganzen Tag mich kahl!

„Und später sah ich manche Stund
Sie betend durch den Kreuzzug schreiten,
Ihr süßes Auge überm Grund
Entlang die Totenlager gleiten;
Ins Quadrum flog ich dann herab,
Spazierte auf dem Leichensteine,
Sang, oder suchte auch zum Scheine
Nach einem Regenwurm am Grab.

„Wie sie gestorben, weiß ich nicht;
Die Fenster hatte man verhangen,
Ich sah am Vorhang nur das Licht
Und hörte, wie die Schwestern sangen;
Auch hat man keinen Stein geschafft
Ins Quadrum, doch ich hörte sagen,
Daß manchem Kranken Heil getragen
Der sel'gen Frauen Wunderkraft.

„Ein Loch gibt es am Kirchenend',
Da kann man ins Gewölbe schauen,
Wo matt die ew'ge Lampe brennt,
Steinsärge ragen, fein gehauen;
Da streck' ich oft im Dämmergrau
Den Kopf durchs Gitter, Klage, Klage
Die Schlafende im Sarkophage,
So hold, wie keine Krähenfrau!“

Er schließt die Augen, stößt ein lang „Krahah!“
Gestreckt die Zunge und den Schnabel offen;
Matt, flügelhängend, ein zertrümmert Hoffen,
Ein Bild gebrochenen Herzens sitzt er da. —

Da schnarrt es über ihm: „Ihr Narren all!“
Und nieder von der Fichte plumpt der Rabe:
„Ist einer hier, der hörte von Walhall,
Von Teut und Thor und von dem Hünengrabe?

Sah't ihr den Opferstein" — da mit Geträchz
Hebt sich die Schar und klatscht entlang den Hügel.
Der Rabe blinzt, er stößt ein kurz Geächz,
Die Federn sträubend wie ein zorn'ger Igel;
Dann duckt er nieder, kraut das kahle Ohr,
Noch immer schnarrend fort von Teut und Thor.

Annette von Droste-Hülshoff

S ä m t l i c h e W e r k e

Kritisch-historische Ausgabe

In Verbindung mit Bertha Badt und Kurt Pinthus
herausgegeben von Karl Schulte Kemminghausen
Drei Bände in fünf. Gr. 8^o

Diese neue Ausgabe Sämtlicher Werke der Annette von Droste-Hülshoff unterscheidet sich von allen bisherigen dadurch, daß sie einen nach wissenschaftlichen Grundsätzen hergestellten kritischen Text mit Angabe der Lesarten darbietet. Bei der Beschaffenheit der Handschriften entspricht eine solche Ausgabe schon seit langem einem Bedürfnis und wurde immer wieder gefordert. Nicht nur, wer sich wissenschaftlich mit den Werken der größten deutschen Dichterin beschäftigte, vermiste bisher einen mit Benutzung sämtlicher erhaltenen Handschriften hergestellten einwandfreien Text, auch die Liebhaber ihrer Kunst wünschten die Werke der Annette so zu lesen, wie sie von der Dichterin niedergeschrieben wurden. Jeder Band der Ausgabe wird durch Ausführungen biographischer Art, die sich auf den Inhalt des betreffenden Bandes beziehen, eingeleitet. Es folgt der Text, an den sich die Lesarten und erläuternde Bemerkungen anschließen. Die Verteilung des Stoffes ergibt das hier folgende Verzeichnis des Inhaltes der einzelnen Bände.

Erster Band, erster Teil: Einleitung. Gedichte, erster Teil. Herausgegeben von Bertha Badt / Erster Band, zweiter Teil: Gedichte, zweiter Teil. Herausgegeben von Bertha Badt / Zweiter Band, erster Teil: Epen. Herausgegeben von Bertha Badt / Zweiter Band, zweiter Teil: Geistliches Jahr. Herausgegeben von K. Schulte Kemminghausen / Dritter Band: Prosa. Die Judenbuche. Bei uns zu Lande auf dem Bunde. Bilder aus Westfalen. Ledwina. Joseph. Perdu.

Buchausstattung von Paul Renner. 150 Exemplare wurden auf handgeschöpftem Zandersbüttlen abgezogen, in der Presse nummeriert und in Ganzleder gebunden.

★

Georg Müller Verlag · München

Die Romane von Frances Rülpe

Der Weg im Nebel
Eine wahre Erzählung

Das blaue Feuer
Die Geschichte einer Berufung / 1.—10. Tausend

Doppelseele
Roman / 18.—22. Tausend

Kinder der Liebe
Die Geschichte einer Familie / 10.—19. Tausend

Das Reich
Eine einfache Geschichte / 1.—5. Tausend

Ring
Roman / 12.—16. Tausend

Wege der Liebe
Novellen / Zweite Auflage

Bremer Nachrichten: Durch ihre großangelegten Romane „Doppelseele“, „Kinder der Liebe“, „Ring“, „Blaues Feuer“, „Das Reich“ hat sich die Deutsch-Baltin unter den Schriftstellern deutscher Zunge einen der ersten Plätze erworben. Wer einmal ihr Bild gesehen, dieses tief innerliche, geistvolle Gesicht, das so überraschend stark an Goethe gemahnt, wird das begreifen können. Hier paart sich überlegen männlicher Geist mit der Empfindungstiefe der Frau. Dazu ein vollendetes Erzählertalent. Ich kenne nur ganz wenige Bücher, die mir so viel zu geben wußten, wie die von Frances Rülpe. Plastisch heben ihre Gestalten sich ab. Die Dichterin hat das seltene Talent, Seelen auszuschöpfen, sie zu durchleuchten bis in die geheimsten Tiefen. Auch bei aller Realistik bleibt sie Dichterin, die auch den grauen Alltag mitsamt seinen Unerquicklichkeiten goldig zu umleuchten weiß.

★

Georg Müller Verlag · München

Die Romane von Benno Rüttenauer

Pompadour

Fünfundzwanzig historische Novellen nebst einem unhistorischen
Nachstück

Der Kardinal

Bekenntnisse eines Priesters. Nach den Originalen

Prinzessin Jungfrau

Nach den Aufzeichnungen der Fürstin / Zweite Auflage

Alexander Schmäzle

Lehrjahre eines Hinterwinklers. Herausgegeben von Benno
Rüttenauer / Zwei Bände

Bertrade

Die Chronik des Mönchs von Le Saremon

Die Enkelin der Liselotte

Eine Liebes- und Weltgeschichte

Tanfred

Die Geschichte des verheimlichten Prinzen

„Berliner Tageblatt“ über „Bertrade“: Es handelt sich hier um den beachtenswerten Versuch einer neuartigen Gestaltung geschichtlichen Stoffes. Der Versuch ist literarisch gelungen, gelungen die lebendige Erfindung einer Mönchschronik und die glaubhafte Darstellung einer wüsten Zeitepoche. Auch ist das eigentümliche Werk seiner lapidar-archaischen Sprache wegen sehr zu loben.

„Kölnische Zeitung“ über „Liselotte“: Es ist ein echtes Kokotobuch, das uns die Sittenlosigkeit jener Tage mit der vom Verfasser bekannten Ironie und überlegenem Witz schildert. Kein Buch für die weibliche Jugend unter achtzehn Jahren, aber eine köstlich-übermütige graziose Feinschmeckerei für Lebensphilosophen, die sich auf die Ironie der Dinge verstehen.

„München-Augsburger Abendzeitung“ über „Der Kardinal“: Die Denkwürdigkeiten des Kardinals gehören zu jenen erstaunlichen Selbstbekenntnissen, womit einige wenige außerordentliche Männer die Weltliteratur zu bereichern den Mut hatten, und worin wir in diesem Falle einen Priester und Kirchenfürsten in seiner ganzen menschlichen und oft allzu menschlichen Nacktheit schauen. Manche Stellen lesen sich denn auch wie ein Kapitel aus Casanova oder Boccaccio.

★

Georg Müller Verlag · München

Frauenbriefe und Memoiren

★

Fürstin Daschkoff: Am Zarenhofe.

Memoiren der Fürstin Daschkoff. Nebst Briefen Katharinas der Zweiten und anderem Briefwechsel. Neu herausgegeben von Gertrude Kircheisen. Zwei Bände mit 39 Abbildungen.

Gertrude Kircheisen: Katharina II.

Mit 21 Bildbeigaben. 1.—5. Tausend.

Maria Theresia, Briefe der Kaiserin.

Ausgewählt, herausgegeben und eingeleitet von W. Fred. In deutscher Übertragung von Hedwig Rubin. Zwei Bände. Gr. 8°. 1. Band mit 24 Bildbeigaben, 2. Band mit 12 Bildbeigaben.

Graf Birger-Mörner:

Maria Aurora von Königsmarck.

Eine Chronik. Mit 16 Bildbeigaben. Aus dem Schwedischen von Clara Nordström und S. von Begeßack. Mit einem Vorwort des Verfassers.

Karoline Pichler, geborene von Greiner:

Denkwürdigkeiten aus meinem Leben.

Mit einer Einleitung und zahlreichen Anmerkungen nach dem Erstdruck und der Urschrift neu herausgegeben von Emil Karl Blümml. Zwei Bände mit 72 Abbildungen.

Fürst Hermann von Pückler-Muskau:

Frauenbriefe

von und an Hermann Fürsten Pückler-Muskau. Aus dem Nachlaß neu herausgegeben von Heinrich Conrad.

Gräfin Eulu Thürheim: Mein Leben.

Erinnerungen aus Österreichs großer Welt. 1788—1852. Nach den vorhandenen Tagebüchern übersezt und redigiert, mit einem Vor- und Nachwort, drei Stammtafeln, Anmerkungen und Personenregister versehen und herausgegeben von René van Rhyen. Vier Bände mit 145 Abbildungen.

★

G e o r g M ü l l e r V e r l a g . M ü n c h e n

Herrosé & Ziemsen GmbH. & Co., Wittenberg (Bez. Halle)

PT1848 .L4 1925
Droste-Hülshoff, Annette von, 1797-1848
Ledwina.

PT 1848 Droste-Hülshoff, Annette Elisabeth,
L4 1925 von, 1797-1848.
Ledwina. München, G. Müller
243p. 18cm.

I. Title.

330461

